Zool.
373
hl

Charakteristische

Thierzeichnungen

für

Jung und Alt.

Herausgegeben

von

Dr. Rudolph Meyer.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1833.

Zool. 373 hl

Meyer

Aur

Disteli del.

Charakteristische

Thierzeichnungen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

herausgegeben

von

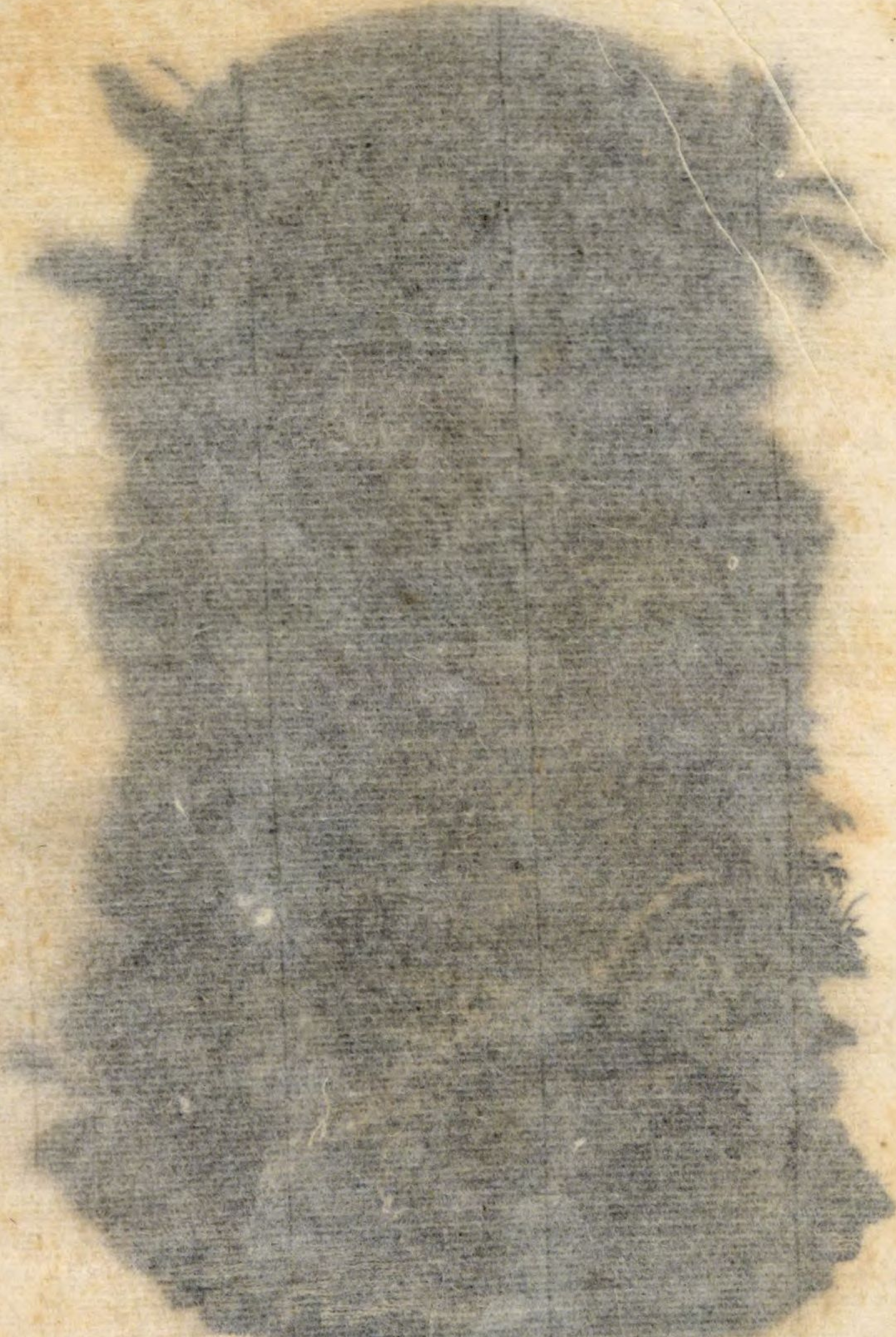
Dr. [illegible] Meyer.

Zürich,

bey Orell, Füßli und Compagnie.

1833.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Charakteristische
Thierzeichnungen
zur
unterhaltenden Belehrung
für
Jung und Alt.

Herausgegeben
von
Dr. Rudolph Meyer.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1833.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Mehrere dieser Thierzeichnungen sind in den Alpenrosen, einem Schweizertaschenbuche, Jahrgang 1831 und 1832, mitgetheilt worden. Man hat sie zum Theil für Satyren und Fabeln angesehen; dafür kann aber der Verfasser nichts, daß es auch Menschen gibt, welche, an Physiognomie sowohl als in ihrer Lebensweise, Thieren gleichen. Mancher mag daher sein Bild nicht nur in einem Thiere, auch in mehreren schauen. Man findet aber in der Natur gewisse Züge auf verschiedenen Bildungsstufen wieder, und gerade diese Züge sollen die Thierzeichnungen hervorheben; deßhalb wird es nun Niemandem einfallen zu behaupten: diese Zeichnung stellt diesen oder jenen Menschen vor; wer aber selber sagt: das bin ich! das bin ich! Nun denn, so wird ihm der Verfasser seinen Glauben nicht abstreiten und ihm die Freude am gefundenen Ebenbilde nicht rauben.

Also nochmals muß dem Leser erklärt werden: daß die Zeichnungen treu der Natur entnommen sind. Der Zweck, welchen der Verfasser bey diesen Schilderungen hatte, war der, ein naturhistorisches Volksbüchlein zu geben, in welchem man nicht nur ein trocknes Verzeichniß von Klauen und Zähnen oder von Schnäbeln findet; sondern das Thier in seinen verschiedenen Verhältnissen und Umgebungen dargestellt; woraus denn hie und da auch eine Lehre hervorleuchtet. Der Verfasser hegt die Hoffnung, daß deßhalb, vorzüglich Erziehern und Schullehrern das Büchlein willkommen sey, und daß es von Manchem gelesen werde, der eben sonst kein Freund der Naturgeschichte ist.

Der Lämmergeyer.

Wer die einsamen Hochthäler der Alpen bereis't, wo die schwarzen Felsen aus weißen Schneegefilden und blaugrünem Gletscher wie Mächte der Finsterniß empor-steigen; dem scheint jedes flüchtende Wesen des Thales, jedes Bild, das in Farbe und Regung einen Schimmer des Lebens verbreitet, fremde, erfreulich bald, und wieder furchtbar. Wolken, die sich baden im reinen Himmelsblau, im Bade verschwinden und ferne wieder auftauchen; Nebel, welche über die glänzenden Gipfel der Berge sich als Schleyer ziehen, dann plötzlich den Wanderer umlagern und ihm die Spalten der Gletscher bedecken, kommen fast als spielende, neckende, hämische Feen vor. Stürme, die aus den Schluchten plötzlich hervorspringen, und niederstürzende Lawinen hemmen auch die Schritte des Verwegensten, und erschreckt durch die furchtbaren Mächte sucht er den Rückzug, bis ihm die Hüter der Schätze in besserer Laune begegnen. Einige Gemsen, quer über die jähen Schneewände ziehend, ein Flug Alpenkrähen erscheinen als bezauberte Wesen, jene lockend, diese warnend, und als Bote, gesandt mit

den herzlichen Erinnerungen aus den freundlichen Thälern, ein blumiger Schmetterling!

Und wo nur die Elemente sich luftig entfalten und wiederum fest gestalten, über den Gipfeln des Montblanc, der Jungfrau und der Aarhörner, da erblickt man öfters einen schwarzen Punkt in Zirkelbahnen kreisen; der schwarze Punkt ist der Herr, der Zauberer dieser Welt. Nichts entgeht seinem brennenden Auge, hat es eine Gemse, ein Reh erspäht, so verwandelt er sich in Bogen und Pfeil, der hat eine scharfe, gekrümmte Spitze und nach hinten zu mächtige Widerhaken. Und es schießt der Pfeil hernieder aus dem ewigen Winter in den Sommer des Thales und senkt seine Spitze in Aug und Eingeweide des Thieres. Manchem Jäger ist der Zauberer ein furchtbares Ungeheuer, ein Greif mit gluthrothen Augen, vorwärts gesträubter Mähne und schwarzem Bart erschienen, hat den blauen Schlund geöffnet, die scharfen Krallen entgegengestellt, mit Löwenstärke eingeschlagen; oder mit den Schwingen ihn, wie Staublawine umtoßt, gedrängt an den Abgrund und zur Tiefe niedergeweht! — Die Beute führt er wie ein Satanas durch die Lüfte fort, seinem Berge zu; dort hauset er einsam, an dem Vorsprung eines Felsens, wo ihn Keiner zu erlisten im Stande ist. Seine Wohnung baut er von Aesten die er aus dem Thale emporgetragen, und um sie liegen die Knochen und die zerrissenen Kleider der Gemordeten. Wiederum verwandelt er sich

in ein Schiff, und segelt hoch über die Berge hinweg, vom Mönch zum Vieschorhorn in wenigen Minuten; vom Montblanc bis zum Gotthardt ist ihm keine Tagreise. Der Sturm ist ihm spielende Welle, dem Ungewitter rauscht er voran, er ist selber eines: er braus't daher wie der Sturm, sein Auge leuchtet wie der Blitz, wie dieser schlägt er ein. — Blut und Kugel sind die einzigen Talismane welche ihn bezwingen: jenes auf den Schnee gegossen lockt ihn, diese allein fliegt ihm vor. Hat ihn die Kugel erreicht, so stürzt er wirbelnd herab. Dann schaut man einen Vogel, an Gestalt und Farbe dem Gabelweih ähnlich: der Kopf flach, klein, mit langem, starkem Hakenschnabel, welcher gegen die Spitze zu in einen Höcker sich aufwirft; das Auge beweglich, der Stern öfters roth; Schlund weit und blau. Die spitzen Kopf- und Halsfedern sträuben sich noch im Todeskampfe. Unter dem Schnabel ist ein Büschel langer, vorwärts gerichteter Federnborsten. Die ausgebreiteten Flügel messen gegen zehn Fuß. Der Schwanz ist gabelig, die Füße kurz, befiedert bis zu den Zehen, diese blaugrau, mit mäßiglangen Krallen, umspannen das Handgelenk eines Mannes.

Der Ziegenmelker.

Wer das Dunkel liebt und die Einsamkeit, kann vielerley und oft seltsame Bekanntschaften machen. Denn das Dunkel ist ein Element das Manchem vortheilhaft ist, und worin er sich gar behaglich fühlt, sieht er nur selber genug und wird von Andern in seinem Treiben nicht erblickt und nicht gestört. — Tretet in den Wald, in seine dichtesten Büsche, zu steilen verlassenen Felsen; wann sonst anderwärts alles schläft, werdet ihr da noch Wachende antreffen; schleichen doch die Füchse und Marder vorüber und grüßen euch nicht, die Fledermäuse umflattern und necken euch, die Eulen ziehen still wie Gespenster unter den Gipfeln der Bäume hin und tauchen in dunkeln Schatten unter. Da trifft man auch wohl auf den Ziegenmelker, einen der wunderbarsten Vögel. Ehedem, als die Wälder noch dunkler, und weiter sich ausbreiteten, Höhlen und Schlupfwinkel unzugänglicher waren, da fand sich dieser Vogel häufig; jetzt zeigt er sich wohl noch überall, aber doch ist er seltner geworden. Mancher fürchtet sich auf dem einsamen Pfade und im Finstern diesem Schleicher zu begegnen, denn seltsam und fast schreckhaft ist sein Anblick. Er wandelt in schmutzigbraunem Gewande einher, das ihm ohne Unterkleid fest auf dem Leibe sitzt. Sein Kopf,

dick und struppig, gleicht schier dem einer Eule; und niedrig ist die Stirn und groß sind die Ohren. Um den breiten, platten, vorn etwas übergebogenen Schnabel sticht ein langer, borstiger Bart hervor. Seine Augen glotzen aus dem braunen Gesicht, in dessen Zügen verschmitzte Demuth liegt. Den Leib und die kurzen Beine deckt das lange Gewand. Beständig geht er baarfuß, und die schuppigen Zehen sind zum Theil wie mit Riemen verbunden. Er scheint düstern und traurigen Gemüthes. So klein das Gehirn, so groß ist der Magen; immer hungrig hält er den breiten Schnabel offen und schnappt nach leckeren Bissen, und dennoch scheint er nicht verwöhnt, nährt sich fast bloß von Fastenspeisen, besonders sollen Schnecken, wie einige (vielleicht irrig) glauben, sein liebstes Gerichte seyn.

Wer ihn erlauscht in seinen dunkeln Schlupfwinkeln, der sieht ihn zu gewissen Stunden auf einem Aste sitzen, meist der Länge nach, wie auf einer Pritsche, und mit gesenktem Kopfe vor sich hinschnurren, als ob er sein Brevier bete; dann hört man ihn wieder scharf und laut aufkreischen, es tönt wie eine Vesper. Man mag aber noch so gespannt horchen, Niemand versteht das Gemurmel; doch behaupten Jäger, es sey Latein. Es geschieht auch, daß er euch nahet, euch gar zudringlich begleitet, als möcht' er die Beicht abnehmen. Am Tage geht er aber nie aus, er sey denn gezwungen worden. Ist ihm die Jahreszeit günstig, so verläßt

er seine Höhle und macht sich auf Bettelreisen. Bekommt er etwas, so soll er es kaum berühren, und sogleich in seinen Bettelsack, das heißt in den Magen schicken. Man weiß auch, daß er zu den Hütten der Bauern sich hindrängt und sich öfters in den Stall begiebt. Vielleicht rührt daher sein Name Ziegenmelker. Zu Zeiten wandelt er, wenn er nichts mehr findet, und wenn es ihn fröstelt, gar Rom und Jerusalem zu. Hat er sich dort am Fasching lustig gemacht? oder hat er Buße gethan? hat er sich von Sünden gereinigt? — Man weiß es nicht! wenigstens kehrt er sehr munter zurück und man hat beobachtet, daß er eben nicht mit Kasteyen sein neues Leben beginnt. Ja! man weiß bestimmt, daß er bald nachher wahre Portiunculatage feyert, auch Eyer legt, aber nicht, gleich anderen Vögeln, wie sich's gebührt, in ein Nest, nicht einmal wie der Kukuk in ein fremdes. Nein! er wirft sie nur auf den Boden hin oder ins Heidekraut, wie Findelkinder.

Zu welchen Vögeln soll man diesen Sonderling zählen? zu den Raubvögeln oder Sängern? zu den Eulen oder Spyren? — Heiliger Franziskus von Assisi! hilf du den Naturforschern aus der Verlegenheit!

Das Pferd.

Munter hüpft das Füllen auf grünem Rasen, sträubt die kurze, krause Mähne, schwingt sich leicht wie ein Hirsch über die Hecke, schlägt die kleinen Hufe hoch in die Lüfte, und wie ergriffen vom Windstoß stürzt es fort, steht plötzlich, und plötzlich wieder umkreist es die ruhig weidende Stute, von ihren Blicken sorgsam bewacht. Schon verrathen die schlanken Glieder künftige Kraft und Behendigkeit, sein dunkles, großes Auge Muth, sein Spiel die Kampflust. Es wächst zum Helden, zum beharrlichen Gefährten, zum Freunde des Menschen, treu bis in den Tod, heran.

Edel ist das Pferd; wie aus Erz gegossen so fest steht es da und dennoch schlank wie ein Reh und so friedlich. Sicher ist sein Gang, stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; das runde, rege Auge mit dem schwarzen Glanz erspäht den Feind, mit grünem Schein erleuchtet es den dunkeln Pfad. Es spielt mit dem spitzen Ohr, erfaßt den verlornen Laut, stutzt und warnt seinen Reiter. Zur Seite des schlanken, glatten Nackens fällt die seiden-schimmernde Mähne. Seine Brust, voll und weich wie die des Schwans, stellt sich keck der Gefahr entgegen, und der glatte Leib ruht sicher auf festen Lenden, auf nervigten

Füßen. Die eisenfesten Hufe stampfen ungeduldig den Boden, der volle, glänzend schwarze Schweif fließt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder.

Auf des Reiters Wink springt es auf wie ein Luchs, rennt davon, den Hals gestreckt wie ein Adler im Flug, wie ein Adler leicht, berührt es kaum die Erde und es fliegt sein Schweif ihm nach. Die Bäume fliehn wie Schatten vorüber, der Boden weicht, als stürzt' er hinter ihm in den Abgrund. Unter dem Hufe zerbersten die Kiesel, Funken sprühen umher, es fährt über die feurige Bahn eine schwarze Wolke auf ihren Blitzen dahin, zurück läßt sie die Stürme, und deren Brausen schweigt. So stürzt es mit dem Araber dem Löwen entgegen. Dieser wirft die Mähne empor und weist grinsend und brüllend die Zähne; er schlägt mit dem Schweife seine Lenden. Jetzt steht er, jetzt duckt er sich nieder zum Sprunge; da schickt ihm rasch der Jäger die Lanze zu. Der Löwe achtet nicht den tödtlichen Stoß, mit zerbrochenem Schaft in der Brust schwingt er sich dem Jäger entgegen; da funkeln des Pferdes Augen, die Adern spannen sich, die Mähne fliegt, es dampfen seine Nüstern, die Muskeln spielen und schwellen, und zornwiehernd bäumt es sich auf, schlägt aus; sein eherner Huf hat die Stirn des Löwen gespalten und ihn zu Boden geschmettert.

Mit dem Krieger zieht das Pferd gegen den Feind, es beißt schäumend in die Zügel, schüttelt die Mähne,

scharrt den Boden, schnaubend und wiehernd vor Kampflust. Da schmettern die Trompeten, es erwartet nicht des Reiters Sporn, sprengt entgegen den blitzenden Lanzenreihen. Es ist eins mit seinem Führer, ein Wille beherrscht beyde, ein Held sind Roß und Reiter zusammen. Das Roß ist des Reiters Schild, es ist sein Pfeil, mit dem er zugleich in die Reihen der Feinde trifft. Des Roßes Mähne flattert eine schwarze Todesfahne dem blinkenden Schwert des Reiters voran. Es steht vor der Lanze, aber es zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken und fest wie ein Fels mitten im Rauch und im Donner des Geschützes. Nicht das Getümmel, nicht das Sausen der Kugeln, nicht der Wunden und Sterbenden Klagen heißen es wanken. Ist sein Führer gefallen, es stellt sich in die Reihen der Genossen, es stürzt allein in das Gewitter der Schlacht. Und bluten ihm selber tiefe Wunden, nimmer vernimmt man von ihm einen Klageton, nimmer ein Zeichen des Schmerzens, nur Freude, nur Kampflust wecken seine Stimme.

Ernst und langsam schreitet das Pferd hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug, einher. Die Rosse Achills weinten ob dem Gefallenen, Cid's treue Babiesa folgte mit gesenktem Haupt ihrem Herrn zum Grabe.— Aber es gewinnt den Muth, es erwacht sein Stolz, wenn es unter dem Schall der Trompeten den Triumphwagen zieht. Mit goldnem Gebiß, mit funkelndem Zügel, mit Purpurdecken geschmückt schreitet der Andalusier

feyerlich einher, trägt hoch sein Haupt, zeigt hell den Blick; denn auch ihm gehört der Lorbeer, und er weiß, daß er mit dem Herrn der Erde ein Bündniß geschlossen hat.

Und wie das Pferd des Helden Schirm und Trutz in der Schlacht, so auch sein Freund, sein Gehülfe im Frieden. Mit dem Krieger in die Heimath zurückgekehrt, legt es ab die Rüstung, zieht geduldig den Pflug und den Aerndtewagen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens, und durchrennt mit ihm die Ebenen von Amerika. Der Zelter begleitet den Araber, wie dieser genügsam, in die brennenden Wüsten, trägt alle seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht getreulich neben ihnen unter dem gleichen Dache. Stets bleibt das Pferd ein beharrlicher, geduldiger Arbeiter, ein unermüdlicher, rüstiger Gänger, behender Renner, ein offner, kühner Held, treuer Waffengenosse, ohne Falsch und ohne Bosheit.

Es ist dem Menschen zugegeben, ihm geboren, gelehrig und folgsam, durch ihn gehoben. Und wo es seiner Leitung entzogen frey umherstreift, in den Steppen der Tartarey und Sibiriens, in den Llanos Amerikas, da ist es ein kleiner, struppiger Sohn der Wildniß geworden, und jagt scheu mit seinen Gefährten, als brausender, verheerender Strom über die Ebene hin.

Nur eines Tyrannen Laune, Bosheit und Eigennutz erschlaffen den Muth, erwecken Tücke in dem edeln Pferde;

überspannen seine Kräfte und machen es alt vor der Zeit. Der Grausame schont auch seines Alters nicht und gedenket nicht der Beschwerden, nicht der Thaten eines feurigen Renners, welcher siegte in den Schlachten, welcher den Stammbaum führt von Mahomeds Zeiten her; die Loblieder sind verklungen die ihm einst erschallten, die Lorbeerkränze vermodert. — Armes Thier! grausame Qualen sind der Lohn, welcher deiner im Alter wartet. Undankbarer als gegen einen Belisar verfährt gegen manches Heldenroß der Mensch. Der Sporn hat mit Narben die Seiten des Pferdes bedeckt, seine Schenkel sind angelaufen, die Fesseln steif von angestrengter Arbeit; die Hufe durch die Nägel zerrissen, durch die Zügel, mit denen eine harte Hand es leitete, der Mund erschlafft. Zum elenden Gerippe hat das Alter es abgezehrt, das Feuer seiner Augen ist erloschen; lebensmüde senkt es sein Haupt. Und dennoch wird ihm keine Ruhe vergönnt, nicht die freundlichen Winke des Reiters leiten es mehr; eine rohe Hand fesselt es an den schweren Karren und führt die Peitsche mit grausamer Uebung. Kaum vermag es noch im düstern, von Spinngeweben ausgekleideten Stall, aus moderiger Krippe, sein hartes Futter zu zermalmen. Nur ein schmachvoller Tod erlöst es von seinen Leiden.

Der Truthahn.

Im Hühnergarten stolzirt um den klaren Weiher und Springquell, auf trockenem, feinem Kies, zornköpfig der Truthahn. Futter wird ihm gestreut, Korn und Wicken, Brodt, Rüben und frischer Salat; auch Erdäpfel werden ihm gekocht und Kohl gestampft. Bäume hängen ihre Aeste in den Hof hinein, Aepfel fallen nieder und Birnen die Menge. Die Thür zu Garten und Wiesen ist offen; der Truthahn mag sich ergehen im Grünen und von den Hecken die Beeren naschen. Das Häuschen giebt ihm Schatten, die Sädel sind fest und hoch. Die bunten Fasanen fliegen ins Laub, der Pfau sonnet sein blumiges Rad, die glitzernde Brust und nickt zufrieden mit dem Federbusch. Im Weiher tauchen und schnattern die Enten und unter ihnen schwimmt gemächlich und stumm der Schwan. Hahn und Hühner picken aufs Korn und scharren im Mist. Die Tauben flattern rauschend nieder und nehmen eifrig ihren Theil am Futter; sogar das Mäuschen schleicht herbey und hascht ein Körnchen weg. Nur allein der Putter, aufgeblasen vor Hochmuth, geht in gemessenem Schritt vorbey, blickt mürrisch aus braunrothem Aug auf das gemeine Hühnervolk und ruft stets seinen Namen aus. Er spreizt den Schwanz, fächert rechts, fächert

links, struppt die Federn, hängt die schnurrenden Flügel. Jetzt hat er mich erblickt und kommt mir entgegen. Er wirft den Kopf zurück und wieder vorwärts zur Erde, kollert, knurrt, lüpft sein rothes Käppchen, läßt die Fleischlappen am Halse tief herab und streckt eine lange, blutrothe Nase über den Schnabel. Will er sich brüsten oder hat ihn mein Gewand erbost, meine Scharlachweste? Kollert er doch immer ärger, stößt stotternd vor Zorn seine Töne aus, stampft und scharrt, dreht sich im Kreise, schießt gar auf mich los, wenn ich nur den Finger ihm entgegenstrecke. Wie er blind ist! nicht achtet, daß die Nase immer röther wird! immer länger über dem Schnabel anschwillt. Bin ich doch sein Herr, und er soll mich nicht kennen? Wart! einen Zauber will ich ihm anthun, einen Kreidestrich von seinem Schnabel weg auf den Boden zieh'n, er wird ihn starr betrachten und ruhig seyn! — Doch, das ist nicht einmal nöthig, läßt man ihn gehen, gönnt ihm das letzte Wort, so erlischt der Zorn auf seiner Nase, die Kehllappen und die Falten und Warzen an Kropf und Hals schrumpfen ein, er wird ruhig und halb vernünftig, wendet sich zu Hühnern und frißt. Jetzt gleicht er auch vom Schnabel bis zu den Zehen einem Huhne, nur einem großen und plumpen; man beachtet ihn kaum in seinem schwarz und weiß gewellten Kleid und den schmutzigen Stiefeln, nur der Sporn am Fuß und der Sporn am Kopf und ein Büschel rauhen,

schwarzblauen Bartes über der Brust deuten auf einen Helden hin. Dessen ungeachtet ist er feig, mag er auch noch so zornig sich geberden; er weicht, wie man den Stecken gegen ihn aufhebt, und ein schwacher Hahn jagt ihn davon. — Sind doch auch die Jungen so zärtlich und blöde, daß sie bey jedem rauhen Lüftchen, in jedem Regen sich erkälten. Die Sonne sticht sie und eine Nessel verbrennt ihnen die Füße, daß sie völlig verkrüppeln; drum steckt man sie in Branntwein, setzt ihnen gehackte Eyer und Semmeln vor, stopft sie mit Brey und Grütze voll und giebt Wermuth Kropf und Magen zu stärken. Werden sie vom Regen überfallen, gleich einen Schluck Wein auf den Schrecken und ein Pfefferkorn, reibt sie trocken mit warmen Tüchern und hüllt sie in Flanell ein. Nach Rousseau's Methode ihnen den Kopf mit frischem Wasser zu waschen, ist immer gewagt, wenn man sie nicht mit Sorgfalt trocknet. Sieht die Henne ein Fälklein, gleich ruft sie den Jungen und versteckt sie ins Gesträuch; ist die Gefahr vorüber, lockt sie und tröstet mit schmeichelndem Tone die Erschrockenen. Soll man sich wundern, daß aus den Verhätschelten, feige und große Glucker, dumme Scharrer und hochmüthige Koller aufwachsen?

Und hat auch der Truthahn seine Freyheit, er ist drum nicht besser. Am Ohio und Missisippi, wo er größer ist und ein glänzendes Gewand trägt, streift er in langen Zügen umher, hier die Männchen, die

Weibchen dort; sie gluckern und naschen Beeren und Nüsse, während sie dunkle Wälder durchwandern; sie flüchten vor dem Iltis, vor jedem Käuzchen ins Laub. Höchstens wagen sie, und nach langer Berathung erst, von den Gipfeln der Bäume, auf den Ruf ihres Anführers, über die Flüsse zu fliegen; freylich nicht allen gelingt es, und mancher, der stolz paradirt hat und sich gar muthig vor den Hennen gezeigt, platscht ins Wasser, schwimmt mit breitgefächertem Schwanze, rudert ängstlich gegen das Ufer, versucht sich aufzuschwingen und taumelt wieder zurück, bis er, müde, den Wellen zum Opfer wird. Andere haben das Ufer glücklich erreicht; da bedürfen sie der Rast, spazieren umher, thun groß mit ihrer Heldenthat. Ist nun ihr Ziel erreicht, das Land der Eichen, da geht erst ihr zügelloses Leben an; nicht satt genug bekommen sie, und werden dennoch der Eicheln und Nüsse überdrüssig, suchen aus den Tiefen des Waldes den Weg auf die Felder, wissen die Maiskolben zu Boden zu bringen, stehlen Obst, dringen gar in die Ställe und Höfe und fressen den Hühnern das Futter weg, und fressen sich dick, daß sie aufplatzen, wenn sie vom Baume fallen.

Kommt der Frühling, brechen junge Knospen hervor und erwachen die Blumen, wehen milde Lüfte und fließt der Mondschein in die Schatten der mächtigen Wälder, so sitzt der Truthahn in stiller Betrachtung versunken auf seinem Ast; eine Henne ruft, da erhebt er den

Kopf von seinem Federkissen, fächert und gluckt, der Nachbar hört es, antwortet, und meilenweit gluckert der Wald; dann legen die Putter den Kopf wieder zurück in die Federn und Alles wird ruhig. Einige in hoher Begeisterung fliegen zu Boden in den Mondschein, werfen sich in die Brust, ihr Haupt erglüht, sie blähen den Kropf, sie struppen die Flügel, knurren, puffen, tanzen und drehen sich behende im Kreis um.

Doch lange dauert die Begeisterung nicht, Nüsse und Eicheln sind aufgezehrt und die Putter zerstreuen sich in die Einsamkeit, werden trübsinnig, magern ab und kauen Gras; während die Henne nistet, pfiffig die Eyer versteckt, sich stille niederduckt vor dem nahenden Feind, oder ihn verlockt, indem sie entfernt vom Neste sicher und gelassen stolzirt. — Die Jungen schlüpfen aus, werden plump und schwer in kurzer Zeit. Ein Vierteljahr vergeht, so ist der junge Truthahn ein Glucker und bleibt ein Glucker sein Lebelang, mag es ihm auch nach Willen und Wunsch ergehen, und wird er noch so stark, er kann sich nimmer emporschwingen über das Gestrüppe und nie ein Adler werden. Es braucht Schwingen dazu und frischer Muth; die dumm sind und feig, nur scharren können, nur kollern und Körner fressen, gehören ins Hühnerhaus und wenn sie auch den freyen Wald bewohnen.

Der Löwe.

In dunkles Lazur die goldnen Sterne eingestreut spannt sich der Himmel als blumiger Teppich über die Wüste; in ihr jagt der Samum, vor dem jedes Leben flieht und sich verbirgt, nächtlicher Stunde, als Gespenst umher; ohnmächtig sinkt dahin, wen sein Hauch erreicht. Also auch umstreift der Löwe, der Hölle Gesandter, den Rand der Wüste. Er ruht unter dem Baldachin der Gebüsche, auf dem Purpur und Gold der Blumen; aber ihn erlaben Duft und Schimmer der Lilien nicht, nicht der Palme Fächeln, nicht der Gesang der Vögel, wie den Tyrannen wohl ein rohes Schlachtlied erschüttert, doch kein heller Harfenton erquickt. Den Löwen erfreut das Gebrüll des Panthers, und ein Blutstrahl ist die Blume die er pflückt, der Schweiß des Opfers ist ihm süßer Duft.

Von seinem Lager hebt er sich, reckt die Glieder, und sendet wie lähmende Pfeile die Blicke durch die Luft. Er brüllt zur Erde nieder, und ein Donner rollt über sie erschütternd hin; die Thiere der Wildniß fahren erschrocken auf. Der Panther springt hervor, sein glühendes Auge sucht den Löwen und meidet ihn. Der Elephant stürzt über die krachenden Aeste mit aufgehobenem Rüssel. Das Rhinozeros fährt dahin, ein schwer belade-

ner Wagen; es reißt mit seinem Horne tiefe Furchen in die Erde, und schleudert Wolken von Staub und Sand umher. Der Büffel schießt brüllend, mit gebücktem Haupt, aus dem Sumpfe; das Nilpferd taucht schnaubend in den Fluthen empor und erschrocken wieder unter. Die Affen schwingen sich ängstlich und jammernd von Ast zu Ast. Unsicher jagt die Herde erschrockener Gazellen über die Ebene, ihr Haar sträubet sich, wie vom Orkane werden sie in die Wüste geworfen. Die Vögel flattern auf wie Staub und Blätter im Wirbelwind. Nur die Schlangen, die grausamen, die stummen, richten sich empor, blicken über das Rohr und schlingen sich wonnig um die Aeste. Die Hyäne schleicht heulend und lachend herbey, und der Geyer kreiset über den Palmen. Der Löwe lauert im Gebüsche, sein breites Gesicht starrt aus brauner Mähne, wie das Haupt der Meduse; da regt es sich im Laube, das Auge des Löwen erschaut die Gazelle; er drückt den glatten, dicken Leib zu Boden, schleicht heran und hat blitzschnell, in gewaltigen Sprüngen, sie geworfen. Er zerbeißt den Nacken des zuckenden Thieres, legt sich neben seine Beute, leckt mit stachlichter Zunge das Fleisch und sein stählerner Zahn zermalmt die Knochen, während er in Gier und Wollust das Auge zudrückt. Dann schreitet er ins hohe Gras dem Strome zu, unter den bleichen Schädeln und Gerippen der Thiere, welche er gemordet; während auf die verlassene Beute der Geyer wie ein Pfeil her-

nieder schwirrt. — Der Löwe begegnet dem Leoparden; hoch auf steigt seine Mähne, er schüttelt sie, die Augen funkeln, er runzelt die Stirn, er hebt die borstigen Lippen, entblößt ein blendendweißes Gebiß; dann wendet er sich hin und her, schwingt in Kreisen den langen Schweif, schlägt den Boden, peitscht sich ermuthigend die Seiten. Knurrend umkreisen die Thiere einander, der Leoparde schmiegt und windet sich; ihm entgegen springt der Löwe, jener gewandt zur Seite; da richtet wüthend sich der Löwe auf, seine Blicke brennen, ein Schlag mit der breiten Pranke hat den Leoparden zu Boden geschmettert. Denn die Pranke ist das Zepter, durch welches der König der Thiere herrscht, und keines widersteht ihm; er wirft seine scharfen Krallen um die Kehle des Büffels, reißt ihn nieder, und setzt mit ihm flüchtig über die Hecke. Er schwingt sich auf die Giraffe, sie rennt mit ihm in die Wüste, er hackt sich fest und drückt sie zu Boden. Er klammert sich an den Rüssel des Elephanten an, umsonst sucht dieser ihn loszuschütteln und unter die Füße zu werfen; er bricht erschöpft zusammen, eine Beute des gewandten Löwen. Er kämpft mit Tiger und Krokodil und wüthet gegen sein eigenes Geschlecht.

Der Mensch allein tritt ihm entgegen und blickt keck in sein zorniges Auge, auf sein blitzendes Gebiß; der Mensch mit seinen glatten Händen, dem schwachen Arm, besiegt den Tyrannen der Schöpfung. Der Jäger und

seine Rüden suchen ihn auf; da schießt der Löwe mit offenem Rachen, brüllend aus dem Gebüsch, er legt sich hin, er achtet nicht auf das Gebell der Hunde; sie dringen ein, und stürzen zurück; scheu umgehn sie ihn, mit zornigem Blick verfolgt er ihre Schritte. Naht ihm einer, da hebt er seine Tatze, läßt sie zerschmetternd auf den Verwegenen fallen. Der Jäger tritt vor, die Kugel blitzt dem Könige der Thiere in die Brust.

Wohl stacheln Wuth und Hunger den Löwen, dann nur trotzt er dem Menschen, schleicht herbey, sucht im Dunkel ihn zu überfallen. Steht ihm dieser entschlossen entgegen, mit festem, ruhigem Blicke; der Löwe geht rückwärts, Schritt für Schritt, unverwandt das Aug auf den Menschen gerichtet und ist er sicher, dann flieht er feig und rasch dem Dickicht zu.

Er kreist brüllend um das nächtliche Lager der Kaffern, die Hunde schlagen an, die Rinder drängen sich um ihre Hirten; der Löwe aber scheut das Feuer und den Blitz, über welchen der Mensch gebietet. Und hat er auch den Wehrlosen ergriffen, er wagt es nicht ihn zu würgen, er hält ihn gefangen, er faßt den Arm zwischen seine Zähne, und schlägt das Auge nieder; er läßt ihn los, er faßt ihn wieder und verletzt ihn nicht; wie ein schwarzer Schatten mit dem Todesblick erscheint ihm der Neger, wie ein Geist der Europäer, mit seinem edeln, blassen Angesicht; des Menschen ge-

bietender Blick dringt in seine Brust und überwältigt ihn. Der Löwe läßt den Gefangenen frey und entweicht; doch wenn dieser ungeduldig das Messer ergreift und mit gewaltigem Stoß ins Herz ihn trifft, dann gewinnt der Löwe Muth im Sterben; wirft sich brüllend über den Helden und zerfleischt liegt dieser neben dem überwundenen Räuber. — Nur wenn der Sieg ihm leicht geworden, wird er frech und furchtbar; so verfolgt er grausam wie ein Todesengel den Buschmann und fordert täglich brüllend sein Opfer von der Horde.

Wer aber mit Gewalt ihn nicht bezwingt, entflieht ihm durch List; der einsam Reisende trägt den Stab mit dem schwarzen Federbusch, auf diesen stürzt sich blindlings der Tyrann. Auch ein Schwacher wagt es den Löwen aufzusuchen, wenn dieser, von Blut berauscht, bey der Hitze des Mittags schläft; der vergiftete Pfeil hat ihn sicher getroffen, er flieht erschrocken und betäubt von der Seite der Löwin weg, während das Gift, die Kräfte lähmend, durch die Adern schleicht.

Der Beduine dringt ins tiefe Dickicht, zum Lager der Löwin, und keck ergreift er die Jungen; die Löwin verfolgt heulend die Spur; doch umsonst ist ihre Raserey, und wenn sie den Verwegenen erreicht, dieser schickt ihr den tödtlichen Speer entgegen, bevor sie zum Sprunge sich gestellt.

Der junge, gefangene Löwe wächst auf, seine Ohren, seine Krallen richten sich empor, um den dicken Hals

schwillt die buschige Mähne, schnell erstarkt er; aber gebannt ist der Herrscher über die Wildniß hinter dem Eisengitter. Ungeduldig schreitet er auf und nieder; er brüllt den Neugierigen entgegen, die sich seiner Wuth freuen; er schlägt das Gitter und leckt die Wände hohl. Zu ihm hinein tritt der Wärter, legt die Hand in seinen Rachen, setzt den Fuß ihm auf den Nacken. Und hat er auch den Weg gefunden aus seinem Verschlag, ein Blick, ein Wink seines Herrn, so kehrt er gelassen dahin zurück. — Der, vor welchem da ein Tiger flieht, der Büffel zittert, erkennt im Menschen seinen Herrscher an; dieser bezwingt seine Wuth, er spannt ihn im Triumphe an den Wagen, er hetzt ihn gegen den Panther. Und ins enge Verließ geworfen, liebkoset der Tyrann der Thiere einem Hündchen, unterzieht sich seinen Launen und duldet willig Neckereyen; bis seine Knochen schwellen und mürbe werden, und er abgemattet erliegt.

Der Hase.

Von schlanker Gestalt, schnellfüßig, wohlgerüstet und bewaffnet, voll List und Kraft, leuchtet allen Helden einer vor; es ist der Hase, welcher die Farbe des Löwen trägt, im Winter den Regentenmantel von schneeweißem Hermelin. Siebenfach ist seine Rüstung, behaupten die Jäger. Stark sind seine Lenden, langgestreckt die Hinterbeine, welche ihn über Hecken und Büsche schnellen. Die Sohlen seiner Füße sind mit Pelz überzogen, leise tritt er auf, unversehens steht er vor dem Feinde. Und wie die scharfen Klauen der Pfoten, ist auch die Doppelreihe seiner Zähne schlau im Filze versteckt; groß ist sein Haupt, furchtbar sein Gesicht mit gespaltener Lippe, mit breiter Nase, immer wach und offen das seitlich gestellte Auge, dem auch der Feind im Rücken nicht entgeht; die schmalen, langen Ohren schmiegen sich an starken Hals und Rücken, stellen sich auf bey jedem Geräusch und fassen von allen Seiten den Wind. Wie ein Löwe trägt er den Schnurrbart, und über dem Auge aufgestellt vom Zorne die Borsten. So ist der Held gerüstet und es erbebet Jeder, vor welchem der Hase plötzlich aus der Furche des Ackers aufspringt, oder wenn er das fürchterliche Haupt aus dem Gebüsche hervorreckt, und sein Aug in die Dämmerung blitzt.

Und schreckhaft ist sein Anblick, wenn er sich aufrichtet, mit seinen Tatzen Bart und Ohren streicht; Mancher hat da mit Entsetzen gesehen, wie er Hörner trägt, vielzackige.

Allem Weichlichen Feind lauert er unter freyem Himmel im dunkeln Wald, legt sich ins Kornfeld, bey strengster Kälte in tiefen Schnee. Aber auch er, der Rüstige, der Abgehärtete, der nur einsam die Wildniß durchstreift, nähert sich, wenn ihn die Liebe lockt, einer Gefährtin. Mitten im Winter kämpft er mit seinem Nebenbuhler; sie bäumen sich dumpf knurrend auf; in blinder Wuth stürzen sie gegen einander, treffen mit raschen Schlägen sich aufs Haupt, daß im Wald es ringsum widerhallt; sie wälzen sich auf dem Boden, zerfleischen sich mit dem scharfen Gebiß. Der Sieger triumphirt, beschämt schleichen die Ueberwundenen davon. Noch bey rauher Witterung kommen die Jungen zur Welt; schon verrathen sie ihre Heldennatur, offen und keck blicken sie umher, während der Tiger blindgeboren! In wenigen Tagen erstarken sie und durchkreuzen den Wald. Kaum zur Welt gelangt, hat der Hase schon der Plagen sich zu erwehren; ihn überfällt der Frost, er trotzet diesem; im Frühjahr verfolgen ihn neckend die Mückenschwärme, er trifft muthig in dieselben und mörderisch. Wie alle Großen hat auch er der Feinde unzählige, der Wolf sucht ihn zu erjagen, der Fuchs zu erschleichen, jede Krähe, jedes Fälklein will über

ihn herfallen. Und dennoch geht der Held im Frühjahr zu zweyen ins Feld, und zieht im Herbst mit sechszehn in den Wald. Wohl mag er besiegt werden, unterjochet nie; auch der Jaguar läßt sich zähmen, folgt demüthig seinem Ueberwinder, und leckt ihm die Hand, ein wilder Büffel bückt als Sklave sein Haupt; der Has' erkennt keinen Herrn an, gefangen verschmäht er die Nahrung und sucht ins Freye in seine finstern Schluchten zu entfliehen; da nährt er sich von Wurzeln, von kräftigen Kräutern, dem Löwenzahn, der des Löwen Muth ihm erhält. Sitzend schält und zerreißt er die Bäume, tritt keck zur Wohnung, in die Gärten und raubt den Kohl; ihn erschreckt nicht das Krähen des Hahns und nicht das Feuer, vor welchem der König der Thiere zittert und flieht.

Im Herbste widerhallt der Wald vom Hifthorn, der Rüden wilde Schar durchstürmet Thal und Höh'n, Wölfe fliehn, Füchse schleichen ins unwegsame Dickicht, auf die Bäume springen die Katzen, ruhig bleibt der Hase im falben Farrenkraut, die Ohren angelegt, nur zuweilen stellt er lauschend eines empor, und seine Blicke spähen zornig zwischen dem Laub hindurch. Dicht bey ihm vorbey spüren die Rüden, sie kehren um, sie stürzen auf ihn dar; jetzt, gedrängt von Uebermacht, springt er blitzschnell auf, über Büsche, über reißende Bäche und Felsen setzt er in wilden Sprüngen; dann hüpft er längs der Hecke hin, ihm folgen mit lautem Gebell die Hunde;

plötzlich schwingt er sich wieder über die Hecke, bey den schnaubenden Feinden vorbey, und in Seitensprüngen über Dornen und Felsen; er trifft den Gefährten im Lager, jagt ihn weg und legt sich ruhig hin. Und wieder gedrängt macht der Held sich auf, er hüpft den Fußpfad fort, er umkreis't sein Revier, aus dem er sich nimmer will verdrängen lassen. Lauter und näher sind die Hunde hinter ihm, vor ihm der Jäger; da rennt er muthig auf diesen los, mit gewaltigem Sprung in seine Arme; der Jäger überrascht, hat zu zielen verfehlt. Der Hase zerkratzt ihn mit seinen Nägeln, beißt sich ins Gewand des Jägers fest; da ermannt sich dieser, faßt ihn bey den Löffeln und schüttelt ihn, vor und rückwärts zuckt der Hase, mit Heldenmuth duldet er und brummend jede Marter.

Da liegt er hingestreckt, das große Auge gebrochen, die Hunde lecken das Blut. Der Jäger schützt sich mit dem dichten, weichen Felle des Ueberwundenen Hand und Haupt, und wirft es als Kragen, ein Zeichen des Triumphes, um die Schultern. Hasenfleisch greift der Essig an, der nur macht es weich, und in Stücke zerhauen gibt es ein bezauberndes Essen, gibt frische, lebendige Kraft; aber Wein und viel gehört dazu, dann würzt solcher Heldenpfeffer, und junger Muth macht sich in feurigen Reden Bahn, zerbricht die Sklavenfesseln und pflanzt den Freyheitsbaum, um welchen wild die Hasen tanzen.

Der Luchs.

Das Abendroth ist am Erlöschen, Dämmerung fließt über den Thälern zusammen, die Nacht schleicht aus dichtbelaubten Büschen, und tritt sachte in Waldes freye Räume hervor; der Amsel Abendläuten will verklingen, nur die Lieder der Nachtigall fliegen noch munter durch das Dunkel: da gehen hell glänzende Lichter in Waldes tiefstem Dickicht auf, es sind die Augenlichter des Luchsen, mit ihnen bricht sein Tag an. Dann streift er, ein Räuber, umher, und sieht nach, wo der Schlummer ihm ein Netz über die Beute geworfen, ein flüchtiges Reh im weichen Grase gefangen hat, auf niederem Zweig ein Haselhuhn fest hält. Er horcht erfreut auf das Schlagen der Amsel, denn es verräth ihm eine Beute und verwischt den Laut seiner Tritte.

Am hellen Tage schläft er in seinem Hinterhalte; aber die Ohren, aufgerichtet, halten Wache, horchen auf das Flattern jedes Vogels, auf die Schritte des Rehes, das unbesorgt herannaht. Dann erhebt er sich, lauscht schärfer, hat es zwischen dem grünen Laube erspäht und duckt sich wieder; seine großen Augen sind unbeweglich, ihr scharfer Blick mißt den Sprung. Er streift vom glänzenden Gebiß die dünnen Lippen, hält die Klauen empor gerichtet, und plötzlich schnellt er auf

das weidende Thier. Er hat es erzielt, hat die Klauen tief ins Genick ihm eingeschlagen, die Ader zerbissen. Die Klauen halten fest, gierig schlürft er das Blut, sein Auge weidet sich an den Zuckungen.

List und Bosheit halten im Luchs ihre Netze versteckt, sie haben ihm die Sinne geschärft, die Waffen geschliffen. Sein falber, getigerter Pelz verräth ihn nicht im braunen Laub, und nicht, wann er auf dem Aste hingestreckt das Elenthier, den Hirschen erlauert.

Sein Körper gedrängt und kräftig, ist dennoch geschmeidig wie die Schlange, und zugleich hat er des Hirschen Schnelle, des Marders Behendigkeit. Seine schwarz umsäumten Ohren, die in spitzen Haaren enden, sind immer aufgestellt, die Augen schauen vorwärts aus dem breiten, schalkhaft lächelnden Gesichte. Jene verrathen ihm den Raub, welcher diesen noch verborgen ist, und immer offen und gespannt sind seine Sinne, und als wollten sie zugleich das Geräusch seiner eigenen Tritte wieder auffangen. Ein Feind der Tageshelle, läßt er sie nur durch feine Spalte in die Kammer seines Auges treten; aber in dunkler Nacht erweitert er sie, und das eigne, böse Licht schreckt und blendet auf weite Ferne hin. In seine starken Kiefer ist das Gebiß gefaßt, und drohend stehen die Hackenzähne hervor. Wie der Schmuck eines Satans stehn ob dem Auge drey weiße Borsten aufgerichtet, und über den Lippen die starken Schnurren. Auf dicht behaarten Ballen tritt er

wie in Socken auf, nur das Laub rauscht unter ihnen, kaum brechen die dürren Zweige, wo er schreitet. Zwischen dichten, zarten Haaren sind die Klauen versteckt, sie zu schonen, aufgerichtet, wie krumme, geschärfte Messer. Glatt ist sein Pelz und weich, und sein kurzer, schwarz verbrämter Schwanz wedelt im Morden; das ist ein schadenfrohes Lächeln, als schmeichelt' er selber seiner teuflischen Lust.

So ist er stets zum Angriff bereit, und stets erfüllt mit Mordlust. Blut löscht und reizt seinen Durst, stillt ihm den Hunger; so lange er dieses hat, verschmäht er Fleisch. Lüstern leckt er noch von Brust und Pfoten die Blutflecken ab. Mit der Milch gibt er seinen Jungen den Muth zum Würgen; sie fallen gierig über die zappelnde Beute, die er ihnen bringt.

Er liegt im dichten Rohr verborgen, in finstrer Felskluft, durchstreift die Waldungen, findet den Weg zu den Alpen, wo die Gemse graset an Gletschers Saum. Er fällt dem Eber, dem Hirsche ins Genick; vergebens jagen sie mit ihm davon, und vergebens suchen sie ihn abzustreifen; er weiß, wo der Quell ihres Lebens verborgen fließt und versteht mit seinem spitzen Zahn, mit der Stachelzunge ihn aufzuschürfen. Er umschleicht die Weide und wirft sich auf die Herde, und vernichtet sie. Er greift keck den Büffel an und verschont den Sperling nicht. Nur des Menschen fester, klarer Blick erschüttert ihn, und er flieht ihn, als würd' er seiner Bosheit,

seiner Falschheit sich bewußt. Und wann er alle Thiere schreckt, dem wackern Jäger ist er willkommen; mag er auch verwundet und in Wuth auf den Jäger anspringen, dieser stellt sich ihm mit seinem blitzenden Gewehr entgegen.

Wohl gibt es der falschen Luchse manche, nie ertappt in ihrem Hinterhalte, und manche die beutelustig umher schleichen; doch denen mangelt die Schnellkraft; feig zu schwänzeln, zu kriechen und zu lauern, sind sie geübt. Emporgekrochen, vernichten sie und machen Beute; das heißen sie erwerben.

Die Gemse.

Wo um weißen Schnee die rothen Alpenrosen leuchten, ist die Heimath der Gemse. Dort wo braune Felsen wie Aeste, grüne Bänder als Blätter hinausragen, springt sie umher, zieht über die Schneewand und aufwärts zu den unersteiglichen Gipfeln. Sie schreitet über zugeschneyte, verborgene Spalten flüchtig und unbesorgt hinweg. Orkane schütteln Fels und Lawine von den Gipfeln, die Gemse bleibt ohne Furcht. Sie schaut ins Wetterleuchten, in die funkelnden Blitze hinein als auf Blüthen. Sie ruht auf ewigem Eis; der Frost bannt sie nicht, und kühlet nicht ihr heißes Blut; ihr offnes Auge wird nicht geblendet vom Sonnenglanz der Schneegefilde; es zeigt ihr sicher den Weg durch trübe Nebel, durch finstere Wolken. So tritt sie leicht und frisch, frey und muthig ins Leben hinein. Und Blumen sind ihr überall gestreut, zwischen dem Gestein der Entian, die Bärwurz und das Doronicum. Salz sproßt ihr aus der Felswand, in Gletscherrinnen fließen ihr die Bäche, aus dem Gestein, immer frisch, der Quell entgegen; immer frisch umfangen sie die Lüfte. Ueber schroffen Abgründen kommt sie zur Welt, wo schützend die Balm sich wölbt, und wie gestärkt von Blüthendüften, von reiner Luft, hüpft sie munter der

Mutter nach, arglos, wie ein Kind von Engeln behütet. Die Gemse geht von Weide zu Weide, im Winter in den Wald, des Sommers zu den Höhen, und wo mitten im ewigen Eis Blumen den Felsen bekleiden, weiß sie ihn zu finden. Die Gemsen regieren sich selber; halten so treulich zusammen. Unter Sprüngen und Spielen klettern sie der erfahrnen Führerin nach. Sie, immer achtsam, wenn ihre Herde weidet, ruhet nur, wenn diese wacht. Auf jedes Lüftchen achtet sie, warnt vor jeder Gefahr, leise erst und springt zur Seite, späht mit scharfem Blick umher, und hat sie den Jäger geschaut, dann ruft sie mit hellem Pfeifen die Gefährten und blitzschnell entflieh'n sie, setzen über Felsen und Bäche, und über den Grath ins sichere Gletscherthal, wo, in Trümmer zerrissen, Wälle und Graben dem Feinde Pforten des Todes geöffnet halten.

Und leicht wie ein Adler, behend wie das Eichhorn, flüchtig und kraftvoll wie ein Hirsch, ist die Gemse; gestreckt ihr brauner Leib und schlank der Hals, stark die Beine, nervig die Füße; so spitz, so leicht der Klauenhuf, und so sicher und fest ihr Tritt. Klar und milde, scharf und klug, ist der Blick ihres großen Auges, das rege, leichte Ohr faßt scharf den Laut, und sie wittert den Feind, bevor sie ihn erblickt. Ihre kleinen, runden Hörner, über den Augen aufgestellt und rückwärts gebogen, sind furchtbare Waffen; mit gesenktem Haupte richtet sie ihre Spitzen gegen den Feind,

und wirft ihn über den Abgrund. Sie fürchtet auch den Jäger nicht, und keiner wagt es sie zu fassen; nur der Kugel, aus dem Verstecke unsichtbar geschleudert, unterliegt auch sie, unterliegt der feigen List.

Der Jäger hetzt die Gemsen auf grünen Alpen mit dem Hunde, er versteckt sich unter Heerden der Ziegen und Schafe; mühsam beschleicht er sie auf steilen, wilden Pfaden. Er lauert ihnen auf dem Wechsel auf. Spähet im Luegi ob sie nicht ermüdet sich lagern, umgeht sie und gewinnt ihnen den Wind ab. Keine List, keine Ränke verschmäht er. Er kriecht auf dem Schneefeld mit nackten Füßen und baarhaupt hin, sein Auge unverwandt auf die Führerin gerichtet, er liegt bewegungslos, wenn sich diese gegen ihn wendet. Schaut er die Krümmung ihrer Hörner, dann zielet er und zielt so scharf; laut donnert der Schuß in allen Klüften und laut jauchzt der Jäger, die Fuhrgais ist gefallen; verwirrt und verlassen stürmen ihre Gefährten fort. Die suchen den Tod im Abgrund, die zerstreuen sich zwischen Eis und Felsenklüften, und manche wird noch die Beute des unermüdlichen, des ränkevollen Jägers. Er schlürft das warme Blut der Gemordeten, ein Zaubertrank ist es ihm, der mit Muth und Entschlossenheit waffnet, der ihn sicher stellt gegen den Schwindel, daß dieser ihn aus dem schwarzen Abgrund mit unsichtbaren Händen nicht hernieder reiße.

Das ist dein Schicksal, muthige, offene, treue Gemse;

du fürchtest keinen Feind, du trozest Sturm und Wetter, doch Zauberkünsten entgehst du nicht. Und können Nebel und Stürme, Klüfte und Gipfel dich nicht schützen, deinen listigen Feind nicht entmuthigen; werden sie doch deine Rächer. Der Jäger gewinnt keine Ruhe mehr, ernst, einsylbig, verschlossen, denkt er nur auf sein blutiges Gewerbe, immer gieriger, immer frecher wird er, und sein eigner Verfolger. Er muß empor zu den Höhen, bey Frost und Hitze, unter Sturm und Wettern jagt es ihn. Tag und Nacht ist sein Gang unter den grauen Felsen, das Morgenroth schaut ihn auf den Graten, die Nacht findet ihn auf hartem Lager. Er achtet der Abgründe nicht mehr, schreitet über ihnen dahin, auf schmalen Bändern, als auf geebneten Pfaden. Wie die Gemse findet er den Weg durch die Nebel. Gleichgültig wandelt er unter den Blitzen. Er schaut ernsthaft hernieder in die blühenden Thäler, in die schwarzen Klüfte, steht still und finster am Rande tiefblauer Spalten, setzt über die Schründe, flüchtet über Eiswände und blickt mit düsterer Sehnsucht zu den Häuptern der Gebirge empor. Er ist gefangen, er ist den kalten, grausen Mächten des Gebirges verfallen; er weiß es nicht. Die Zeit läuft aus, auf welche hin der Zaubertrank seine Wirkung thut; da findet ihn dann doch der Schwindel oder die Nebel legen ihm Netze über den Eisschrund und der Fels läßt seine Bahn ausgehen. Der Jäger hat sich verstiegen, nicht vorwärts

kann er, nicht rückwärts; unter ihm, hart zu seinen Füßen ist es lauter, mit der Hand reicht er in die Leere hinaus, die andere klammert sich fest am kalten Gesteine. Die Sonne geht unter, die Berge verglühen, erbleichen, die Nacht zieht ernst und schweigend empor; ihre Flammen blitzen am Himmel. — Da ermatten die Kräfte des Jägers, er schließt müde das Auge zu und stürzt hinunter auf die Klippen. Sein Leichnam ist zerschmettert, ihn legen die Freunde nicht ins Grab; dem Geyer allein ist der Weg zu ihm gebahnt. Nebel umschleichen das Gerippe, Regengüsse waschen es, die Sonne bleicht es ab, und es zerstreuen Stürme das lose Gebein. — Das hat das Blut der Gemse gethan!

Der Wolf.

In den Tiefen des Hochwaldes, wo Felsen sich in steilen Wänden, mächtigen Säulen erheben, überwölben, wo stille, düstere Schatten sich ergießen, und der Strom, in wilden Wellen, sein Gestade umschlingt; da macht der Wolf dem Bären die Herrschaft streitig. Er durchstreift die Wildniß, jagt das Reh und geht der Hirschkuh unermüdlich nach; er lauscht auf Haasen und Füchse, und erlistet die Hühner. Spähend umschleicht er des Waldes Saum, ob er wohl sicher sey; dann legt er sich lauernd ins Gebüsch, sieht nach dem Lamm, welches sich von der Heerde entfernt, und hält das Auge zugleich auf den Hüter gerichtet. Jetzt ist der Augenblick ihm günstig, er springt hervor, er hat das Lamm gepackt, und jagt mit ihm davon. Ihm folgt bellend der Hund; doch dieser kommt zu spät, der Räuber ist in den Wald mit seiner Beute, zur dunkeln Kluft entflohen; da weiß er sich gesichert, fällt gierig über seine Beute her, und schält sie aus dem Felle. Dann schleicht er wieder von anderer Seite zur Heerde, sie nochmals zu überfallen. Zwey Schaafe in einem Mahle, sättigen ihn kaum. Aber so stark er ist, so schnell er läuft, wittern ihn ferne schon die Thiere und entgehen ihm; doch verschmäht er auch Mäuse und Fröschen nicht.

Hungrig, macht er das Aas dem Geyer streitig, scharrt Leichen aus, verschlingt Gras und Lehm und geht heulend auf Raub aus; dann greift er frech den Wanderer an, springt mit weit geöffnetem Rachen an den Reiter auf. Vom Heißhunger getrieben schleicht er des Nachts aus dem Walde, schwärmt um die Wohnungen der Hirten, fällt über die Gänse her, gräbt unter Thürschwellen, bricht in den Stall, und würget Schafe und Rinder. Dann achtet er nicht des nahenden Hirten, scheut nicht das Feuergewehr, und hält die Beute zwischen den Zähnen fest, entweichet nur mit dieser oder erliegt in seiner Raserey.

Bey strengem Winter rotten sich die Wölfe zusammen, Heißhunger treibt sie auf die freye Landstraße, heulend verfolgen sie den Schlitten; wie eine Woge im Sturm schwingen sie wüthend sich über den Flüchtenden; haben sie die Beute zerrissen, verschlungen, dann zerstäuben sie in die Wildniß.

Nur der Hunger macht den Tückischen frech und spornt ihn zur blinden Wuth. Wann er gesättigt, ist er feige, fürchtet das Horn des Ochsen und des Pferdes Huf. Er zittert vor dem Bären, der ihn zerdrückt und mit seiner Tatze auf den ungelenken Rücken trifft; er flieht vor dem Hunde, welcher ihn erjagt, überwindet, aber verächtlich einem andern Wolf zum Fraß überläßt. So fein er im Erschleichen ist, so schnell im Jagen, grausam und blind im Rauben; so bleibt er

dennoch feig und scheu. Eine Geige macht ihn zittern und heulen; er wagt es nicht den Spieler anzugreifen; er traut seiner Herrschaft, seinem Gebisse nicht; drum wittert er überall Gefahr, Thüren sind ihm verdächtig und gespannte Stricke versperren ihm den Weg; er setzt lieber über Hecken und Bäche hinweg. Er fürchtet das Klirren einer Kette, des Stahles Funken, und ein Pulverkorn, jagen ihn davon.

Und doch weist der Feige stets sein spitzes Gebiß, die langen Hakenzähne, hält den tief gespaltnen Rachen immer offen und reckt die lange Zunge weit hervor. Sein aufgerichtetes Ohr erspürt den Gang des Rehs, seine Nase wittert die Hirschen von Ferne her, das schiefe, kleine Auge schießt den tückischen, leuchtenden Blick, seine Sinne alle sind auf den Fraß geschärft; der braune, gewellte Leib verhehlt ihn im dunkeln Gebüsch, und wann er auf dem Boden liegt. Auf langen Füßen jagt er mit gestrecktem Leib, mit buschigtem, fliegendem Schweife davon. Stark ist seine Brust; doch die Klauen sind stumpf und liegen fest; er steht auf schwachen, unsichern Füßen, und ein Muthiger wirft ihn leicht. Kann er dem Sieger entfliehn, dann schleicht er scheu, mit eingezogenem Schwanze, ins Dickicht.

Die Wölfin wirft ihre Jungen in finsterer Schlucht, am Stamm eines Baumes gräbt sie den Kessel. Sie jagt nie in der Nähe ihres Lagers und verbirgt die Jungen

vor der Gier des Wolfes. Sie werden blind geboren, aber mit scharfem Gebiß, und kaum haben sie die Augen geöffnet, sind sie auch lüstern nach Fleisch; in wenigen Wochen fallen sie schon zankend über die Hühner, über die Hasen her, welche die Wölfin ihnen bringt.

So der Wolf, der Verwandte des Hundes. Doch läßt er sich zähmen, gibt man ihm nur Schafe genug und Prügel zur rechten Zeit, so versöhnt er sich mit dem Hunde, lernt Sprünge, Spiele und sogar das Tanzen.

Noch werden vom Wolfe viele Geschichten erzählt. Wer hat nicht vernommen, wie er von einem Schäfer zum andern wandert und betteln geht, ihnen sein Unglück klagt, die Verfolgungen welche er zu leiden habe, wie er sie warnet vor Hund und Bär, ihnen tausend schöne Versprechungen gibt, wenn sie ihn in Dienste nehmen, wie er die Stelle eines Hüters der Heerden vertreten, sie schützen wolle und mit Aufopferung seines Lebens vertheidigen. Aber die Schäfer sind gewitzigt und kennen wohl die Heucheley des Meister Isengrimms, der nur sein Schäfchen sucht, und schicken ihn von dannen. Doch muß ich frey bekennen, dieß lehret nur die Fabel; denn so kluge Schäfer gibt es nicht, auch kennet man keine solche Wölfe mehr.

s'Müsli.

Lueg, dert lauft e Mus, si gumpet der as Bäi, gib Acht! Bhüetis, wi bischt nid erschrocke, und jukscht uf e Sässel; schpring mer ämel nid zum Fänschder use! — Worum förchtesch di denn? isch es doch son=n=es ordlichs Dierli, duet keim Chindli öppis. Lueg's nume rächt a, s'isch so winzig chli, i der Hand chönt mes verbärge. Es het so=n=es samedigs Belzli, chlini, blutti Beinli, es ovals Chöpfli, schpizzigs Näsli mit=e=me Schnäuzli dra, und schwarzi Aeugli, so glänzig wi=n=es Vögeli, und Oehrli rund und dünn, grad wie du. Schüch di ämel vor sim lange, blutte Schdili nid, was wet's der thue? und förchti nid daß es di bißi, denn Zähnli het's nume zum Gnage. Gäll es isch der z'gschwind? es wütscht wi=n=es Chugeli übere Bode wäg. Jetzt isch es doh, jetzt isch es dert, unter der Gumode, underem Bett. Jetzt het's es Loch gfunde; nu, so isch es rüehig, es het em jo sälber gförchtet, s'het' öppe, wenns scho Winter ischt, es Näschtli hinderem Täfel, voll Jungi, vieri, sechsi und sind villicht no blind und blutt, uf bloßem Schtrau, und müeßte verhungere und verfrüre hätt=e=mers tödet. — S'isch wohr, d'Müs mache sie luschtig, gumpe uf Bänk und Disch, gnage au mängisch es Loch is Brodt, schlüfe

i d'Chuche, göhnd a Schbäck, a=n=Anke und Mähl, und trinke s'Oehl us der Lampe; si finde de Wäg i Chäller, fresse=n=es Oepfeli; sie wütsche=n=is Grümpelgmach, biße=n=öppe es Fläckli us em Züg, es fäißes, oder göhnd gar i mene Glehrte hinder sini schtaubige Büecher und mache=n=em Uszüg. Do duet me grad, d'Müß fräße eim Alles und gschände Alles und löse gar ufem Anke und Mähl no Koriander dehinde, eine zum Dank. Denn chunt me wider und chlagt, se löße=n=eim z'Nacht kei Rueh, si chäfele hinder de Wände und biße=n=es Loch durs Täfel; chlopfe mögme wi me well, sie gäbe nid lugg, sie schlüfe=n=eim gar i Schtrausack, unders Chopfchüssi und juscht we me ischlofe well chröschbeli sie eim underem Ohr, und nage d'Bomade mit de Büggeli weg. Und göhnt sie i d'Schüre und göhnd im Summer i Wald, is Feld, so chlagt der Bur, si fräße=n=em s'Chorn ewäg, und verderbenem d'Bäum. Wo sölle si den hi? müend sie nid au z'läbe ha; schtreut me jo dem Schbäzli Brösmeli vors Fänschder und meint s'Müsli söll verhungere, füeteret Chaze und schtrichlet sie, wenn sie au chräble, het Igel und dolet d'Chuze und d'Wiseli. Aber dem Müsli mag me es Mümpfeli Brodt nid gönne, mags nid lide, daß sie luschtig sind und git es Gschrei wenn sie usem Loch füre güggele i d'Schtube, oder wenn me sie nume pfife ghört. Do mues me ne grad Gift lege, Mählchrügeli mit Arsenik, oder Falle richte, die dätsche sie tod,

chlemme ne de Chopf i, oder fönd sie gar läbig. Wi sie schnüfele hinderem Gitter, wi si a=n=em uffchönd und sueche wo sie use chönte, sie sueche umsunst, si finde nümme de Wäg wo sie sind ine cho; do wirft me si is Wasser, und wenn sie au schwimme chönne, es hilft ne nüt. Sägmer, gits au es ärmers, es schwächers Dierli und es verfolgters? und het me no gar e Gruse=n=abem; doch ebe nid alli Lüt; Mänge het's gschoche und Mänge het's verfolgt und isch z'letscht no froh über ins worde. Er isch is Chefi cho, d'Langiwyl het ne plagt, schier tödet, und sie einzige Freud, si einzige Troscht, isch es Müsli gsi. Het's ne au im Afang plogt und händ beide enand gschoche, sind si doch bald vertrouli worde; do goht d'Zit dem Gfangene gschwinder verbi. Es chunt füre, es erfreut ne mit luschtige Schprünge, es schtellt si uf, es tanzet und lost uf sis Pfife und Singe, es luegt ne so fründlich und munter a; er schtreut em Brösmeli, es trout sie allewyl nöcher und nöcher und frißt em z'letscht us der Hand. Jetzt sind si guet Fründ mit enand, es loht si schtreichle, es gumpet em uf d'Achsle, buzt Schnäuzli und Pfötli, und ghörts d'Schlüssel raßle und Dür ufgoh, gschwind schpringt's em i Buese; dert het's jetzt sis Heimeth und sis Lager. — Und chunt der Gfange wieder use a die früsch Luft und as Sunneliecht, goht schbaziere im Grüene, im schattige Wald, cha nid gnueg über cho, und günnt wi=n=es Chind jedes Blüe=

meli ab, goht de Mäierisli noh und de Veieli, — s'Müsli ischt vergäße. Es aber suecht sie Fründ, durschtöberet Decki und Schtreusack und findt=ne nid, es wird trurig, es frißt nüt, es trinkt nüt, es wicklet sie no i di lär Decki i und schtirbt vor Chummer und Leid. — Gäll du förchtesch di nümme und losch mer s'Müsli i Noth?

Der Fischotter.

Der Vollmond sendet, zwischen schwarzen Fichtenzweigen, sein mildes Licht zur glatten Fläche des Sees nieder. Ein leises Lüftchen lispelt im Rohr und spielt mit den Silberblättern der Weide, welche sich über das Ufer wölbt. Die Forelle schwebt im Wasser, über grünem Kraut, Karpfe und Karausche spiegeln ihre Seiten, wie glänzende Wellen. Nichts stört ihren Frieden; der Lachs ist ins Meer gezogen, der Hecht hat sich in die Tiefen begeben. Da schleicht auf abgefallenem Laub, mit zu Boden gedrücktem Leibe, der Fischotter leise herbey; er streckt den breiten, platten Kopf unter den grünen Zweigen über das Ufer, den schelmischen Blick auf die fetten Karpfen gerichtet; jetzt biegt er sich über den Rand, schmiegt sich unter das Wasser, und plötzlich schießt er los. Ihm ist der Wurf gelungen, sein scharfes Gebiß hält quergefaßt die zappelnde Beute, er klettert mit ihr wieder am Ufer empor, wo er ruhig den Fisch zerstückelt und bis auf Kopf und Schwanz verzehrt. Und wiederholt wendet er sich zum See, schwimmt den Fischen nach und drängt sie in die Enge, faßt bald die Forelle, bald den Karpfen. Das Fischen ist ihm leichtes Spiel; er treibt es Jahr aus Jahr ein. Wird er vom See verscheut, so geht er zu Teich und

Bach; in kurzer Zeit hat er diese geleert. Wenn er gesättigt, so trägt er die Beute in seine Höhle. Deren hat er mehrere; er nimmt das Schlupfloch des Dachsen und den Bau in Beschlag, welchen der Fuchs verlassen hat. Auf seinen Streifereyen kehrt er bald in diesem, bald in jenem ein; doch am sichersten hat sich der Feine unter der Wölbung des Ufers, halb im Wasser und halb über demselben die Höhle ausgeräumt, daß er aus einem Element ins andere sich retten kann. Des Winters, in Zeiten der Noth, findet er die Löcher im Eise; doch schleicht er alsdann wohl des Nachts umher, geht zur Hütte und fängt Hühner und Gänse weg, oder schält von den Bäumen die Rinde los. Die Fische welche er aus dem Wasser geschleppt, die hat der Hecht verzehrt, die Bäume der Hase geschändet, und den Raub im Hühnerstall müssen Marder und Iltisse büssen. Spürt er den Fischer, so flieht er aufs Trockne, nahet der Jäger, so taucht er in den Wellen unter. In beyden Elementen ist er gleich klug, Herr in beyden, und dem Heuchler verdeckt das eine die Sünde die er im andern begangen; er ist Fisch und Säugethier zugleich. Ist er untergetaucht im Wasser, so täuschen auch den Kundigen sein platter Kopf, die runde Schnauze, die kleinen, schwarzen Augen, welche weit von einander über den Mundwinkeln stehen, und man glaubt eine Trüsche zu erblicken. Da legen sich seine kleinen Ohren, seine Haare fest an den dicken Leib, und er wird glatt wie der Fisch,

seine Zehen, durch Häute verbunden, breitet er aus, sie werden ihm zu Floßen, er steuert mit dem dicken Schwanz und schnellt unter dem Wasser, aus seiner Höhle, wie die Trüsche auf vorüberschwimmende Fische. Doch kann er lange in einem Elemente nicht aushalten, er hebt die Schnauze, dann den Kopf aus dem Wasser empor, seine Nase öffnet sich, er athmet, zieht die Nickhaut von seinem Auge weg und spähet mit Vorsicht, ob er keinem Feinde sich verrathe. Weiß er sich ungestört, dann erst lockt er pfeifend die Gefährten und schwimmt dem Ufer zu. Ans Land getreten, ist er auch schon trocken wie ein Vogel, er braucht sich nicht zu schütteln, das Wasser läuft über seinen Pelz ab, der so weich und glänzend wie Seide ist. Jetzt gleicht er in seinem braunen Kleide einem Marder; um den Mund stechen die Schnurren stark hervor, und Borsten stellen sich über dem Auge auf, er streicht sie mit den Pfoten, und hält diese wohl auch andächtig vor sein Gesicht. Die Schwimmhaut hat sich zusammengefaltet, er tritt auf nackten Zehenballen leise auf. Seine Nägel sind kurz und unbeweglich, wie lange Finger die Zehen, die Zunge glatt und weich; doch dicht gereihet und spitz sind die Zähne. Auf niedrigen Füßen rutscht er, und etwas gebückt, hart am Boden fort, windet und dreht sich wie eine Schlange, und dennoch lebt er stets in Furcht. Seine Jungen hält er verborgen in gemeinen, stinkenden Höhlen; die er selber nicht gegraben;

da liegen sie auf schlechter Streue. Häßlich, molchartig sind sie; doch lernen sie frühe schon das Handwerk der Alten.

So glatt der Otter ist, so gutmüthig er sich gebehrdet, des Nachts mit einem Lichtscheine sich umgibt und beyde Elemente behauset, so weiß man doch, daß er auch in beyden ein Raubthier ist; drum legt man ihm schwere Tellereisen mit Lockspeise, oder fängt ihn auch in Reußen. Man frägt nicht mehr, von welcher Natur er sey, und hat er von früher Jugend an gelogen und geheuchelt; so wird er auch als Fisch gespeis't und als Marder zieht man ihm den Pelz aus. So fein sein Geruch, so scharf sein Gehör, die wissen was jedes Lüftchen ihm bringt, jede Spur auswittern; so entgeht er dennoch dem Jäger nicht und nicht dem Fischer. Forellen, welche er zerrissen und Vögel die er gehudelt, verrathen seine Spur; der Jäger achtet auf die Gräte und Knochen, welche um seine Schlupfwinkel herumliegen, er achtet auf die Fährte; denn er mag die Schwimmhaut doch nicht verbergen, er findet den Otter der sich im warmen Sande wälzt, auf einem alten Baumstamm sonnet, oder auf dem Wasser wie schlafend liegt; doch gut muß der Jäger treffen, sonst sinkt der Otter zu Boden. Hat er sich in seine Höhle geflüchtet, so wird er ausgegraben, und mit Zangen gefaßt. Auch der Bieber stellt diesem Schleicher und Tagdiebe nach, und duldet ihn nicht in der Nähe. Denn er ist bey

aller Verschmiztheit feige, und nur wenn es ihm ans Leben geht, wehrt er sich, und fast giftig ist sein Biß.

Da er alle Spiele treibt, ist er auch leicht zu gewinnen; streichelt man ihn und wirft ihm Fraß vor, so ist er bald gezähmt. Fisch und Krebse, auch Gänse und Enten sind ihm das Liebste. Dann läßt er sich gebrauchen, Forellen und Karpfen zu umgarnen und zu fangen. Man hält ihn am Strick und läßt ihn ins Wasser; doch bey der Hand muß man seyn; denn fischt er fürs gemeine Beste, so sucht er dennoch für sich den schönsten Karpfen aus.

D'Lerche.

Es het verlütet, me ghört scho Psalme singe, d'Chiledüre sind b'schlosse. He nu! so gohn-i use vor d'Schtadt, der Chriesbaum blüeht, d'Matte grüenet in aller Herrlichkeit. Im freye Fäld, im dunkle Wald singe sie au dem Herre, und überall ergießt d'Sunne ihri Schtrahle wie-ne heilige Geischt, und d'lau Früehligsluft durdringt wi ne Odem Gottes alle Wäse. Jo! i will bäte und singe, will Aug und Härz erlabe a jedem Blüeschtli, der Säge wird über mi goh, und mis Gmüeth söll sie erhebe und mi Geischt über alles Leid und Ungmach. — Und so gohni use und wandle dur's Fäld und s'Rich Gottes duet si uf vor mine Auge. Es isch as ob d'Sunne usem Himmel über d'Wulke-ne glizrige Schleyer wärfi, d'Bärge versilberi, Matte und Wald übergrüeni, jedes Hälmli ufrichte, mit ihr Schtrahle i jedes Blüeschtli ine länge, und jedem si Deil gäb. — Und mitte-n us der grüene Saat flügt d'Lerche uf, dem Himmel zue als eb er si am-ene Fädeli hielt, und höcher, allewyl höcher flügt si, und luegt über Fäld und See, luegt über Wald und Hügel. Der Himmel het ere s'Härzli erfräut und s'Schtimmli gweckt, sie aber grüeßt d'Sunne, b'singt sie allewyl ifriger, sitzt jetzt schtill höch obe-n-i der blaue Luft, as wenn sie usem Bode wär,

d'Luft isch ihre Baum, und Matte und Chornfäld sind ere Blätter und Schtärnli es Bluescht. Und si schwingt sie ufe und abe, wi von eim Aeschtli ufs ander.

Nume es gmeins Chleidli het si a, wi's Schbäzli, aber schlank isch sie, het e hälle Blick und es himmlisches Gmüeht, isch frey und glücklich in ihre Lüfte, und duet sie das schpizig Schnäbeli uf im Singe, es git es Lied, s'taut eim is Härz as eb's vom Himmel chäm. Jetzt verschwindet si i der Luft, aber no tönt lis obe abe ihr Gsang und doch so lut i d'Bruscht, und wieder häller tönt's und me gseht sie füre cho, wi nes Schtärnli vom Himmel falle; mitte im Fäld, wo's am schönschte grüent, dert verschwindet sie. Worum blibt si nid dobe i=n=ihrem Heimeth? — Es het ere der Himmel es Fünkli verschteckt is Härz, und das goht a, das eläi zündet ere no abe uf d'Aerde. Jo dert het si s'Näschtli süberli bettet und z'wüsche d'Furre gläit, dert luegt s'Gschpöhnli mit scharfe Aeuglene ihr noh, lit ruehig über de=n Aeilene und chert sie mit sim lange Spore. Der Himmel b'hüetets au do unde, verschdekt's i di grüene Halme. Die schtrecke si allewyl meh vo Tag zu Tag, und süsele um ins. Fürblueme luege uf ins abe gar fründlich. Und d'Halme vergolde sie und werde schwärer, die Junge bicke d'Aeili uf, wärme sie a der Sunne und bade im Sand. Jetzt neige si d'Halme und löhnd Chörnli is Näschtli falle; wi ifrig bicke die Junge, wi fladre si mit ihre Flüglene, gumpe

uf und luege übers guldig Fäld. Und wi-ne d'Flügel wachse, ziehnd si i d'Höche und d'Lerche zeigt ene s'Heimeth. Si gsehnd vo de Wulke obe abe d'Halme falle unter der Sichle, mängs Chörnli ischt aber dehinde blibe, si deiles mit de-n-Aeriläser. s'Wiseli mag jetzt cho und über d'Schtopple schpringe, s'Nätschli ischt läär.

Und im Herbscht ischt der Disch abdeckt, si singe mit der Wachtle ihr Danklied, und flüge-n-ufe in ihre Baum; dert zieht es si jetzt dem Früelig noh über Bärg und Meer go Afrika, und mini Gedanke ziehnd mit, wi vom Heimweh ergriffe und sueche hinderem Herbscht und Winter der ewig Früehlig und das ewig Liecht. Do schpringt mer mis Chindli etgäge, und het d'Händli voll Blüemli, i nimm es in Arm, i drück es as Härz und goh glücklich mim Hüttli zue.

Der Geyer.

Von seinem Felsen schießt der Geyer den Blick zum brausenden Strom, auf schäumende Wirbel und Buchten, zu braunen Felsen, Abgründen und dem dunkeln Wald. Er reviert über Weiler, Anger und Wiesen. Unglück droht jedem, den er mit dem Blicke verfolgt; denn der Geyer wittert, wie die Hyäne, den Tod im Lebendigen; er weiß es, daß ihm das Opfer nicht entgeht, er verliert ein schwaches Reh nicht aus dem Auge und schwebt über ihm wie ein Todesbote, erlauscht jede Bewegung; schwankt es und sinkt ermattet zu Boden, so kreis't er über ihm, spähet ob er sicher sey; dann plötzlich trifft er auf das Gefallene. Er hackt nach den Augen, deren Licht im Erlöschen, und reißt gierig das Fell auf; die Genossen haben ihn aus weiter Ferne erblickt, schwingen rauschend ihre Flügel und wie Pfeile schwirren sie nieder auf die Beute; sie zischen und blähen sich auf wie Vippern, sträuben ihre Federn, springen gegen einander, schlagen sich mit den Flügeln, zerren Fleisch, Eingeweide einander aus Schnabel und Fängen, und lassen nur das leere Scelet zurück. Dann rühren sie, vom Fressen ermüdet und halb erstickt, schwerfällig die Schwingen, erheben sich auf die dürren Aeste einer Cypresse, streiten um die Plätze, und bleiben Tage

lang träge, schlaftrunken sitzen, schütteln kaum ihre Flügel, bis sie der Heißhunger wieder anspornt, um neues Opfer zu erzielen. Dann wächst ihre Kraft, sie schwingen sich über die Stürme, ziehen ruhig ihre Kreise und streifen durch die Luft, ihre lüsternen Blicke nieder gerichtet.

Der Geyer, feig und dumm, wagt sich nicht auf ein kräftiges Thier, er überläßt dem Adler die Beute. Kaum stellt er sich gegen ein Huhn, oder versucht es eine kleine Schlange wegzuhaschen, eine schwache Ziege zu stehlen; aber den eigenen Jungen zerhackt er die Köpfe. Auf den Fraß erpicht, hat er für diesen nur den scharfen Blick und die Ränke. Er achtet auf jede Blutspur, sie führt ihn sicher dem versteckten Opfer zu. Er weiß den Weg zum Abgrund, über welchen das Thier gestürzt; er findet das angeschossene Wild, das dem Jäger entgangen ist, wirft sich auf den Fraß, den der Jaguar in tiefen Wäldern und mitten in Einöden ihm überlassen hat. Er stürzt sich auf das gefallene Pferd, setzt sich auf den todten Alligator und treibt mit ihm stromabwärts; verschlingt die Fische, welche von der Welle an den Strand geworfen.

Unabtreibbar, hartnäckig, bleibt er auf seinem Raube sitzen, und wird er von dem Adler verjagt, er läßt die Beute nicht aus dem Auge, gleitet wieder auf diese herab, so wie jener entwichen ist. Mitten in Dörfer und Städte führt ihn der Hunger; aber frech, wenn

er weiß, daß er sicher ist, durchstöbert er alle Winkel, streicht auf die Anger, macht den Hunden die Beute streitig. Er baut sich keine Wohnung, und hat sein Lager zwischen Morästen und in düstern, modrigen Baumlöchern. Den Jungen blickt die Gier aus den gelben Augen, sie blähen sich auf, erheben kaum die schweren, noch halblahmen Flügel, rutschen auf den Knieen nach dem Fraße, recken die Hälse, aus ihrer dichten Flaumendecke, zischen und werfen die Schlangenzunge hervor. Rasch wachsen dem Geyer die Schwingen; sein starker, bleicher Schnabel, seine langen, gekrümmten Fänge erstarken. Aufrecht und plump sitzt er da, schnaubt aus den großen Nasenlöchern. Nackt sind Kopf und Hals; in blaurother Farbe stechen sie scheußlich ab gegen das dunkle Gefieder. Er gleicht an Gestalt und Größe einem Truthahn, und wie dieser, will man ihm die Beute entreißen, geräth er in Zorn.

Der Fink.

Der Frühling bezwingt die finstern Stürme und sendet laue Lüftchen über ergrünende Saaten. Seine unsichtbare Hand spinnt die Gräser aus dem braunen Boden hervor, und streift die Schuppen von den Augen der Bäume, die immer weiter sich öffnen und lüstern sich umsehen. Die Tulpe verläßt ihr dunkles Kämmerchen und gafft nach den glänzenden Wolken, und die Hyacinthe weiß mit ihrem schimmernden Gewande und den süßen Düften die Sinne zu locken. Wachet auf ihr Schläfer! laßt eure Stimmen erklingen, ihr leichten, muntern Sänger! — Selbst die Marmotte wird von dem Lärmen aufgeweckt, streckt sich schläfrig noch einige Zeit, und öffnet dann die Thüren, um sich im wohlgefütterten Schlafrocke auf der Bank ihres Hauses zu sonnen. Auch der Maulwurf, im Boden tief vergraben, hat lange genug Schicht gehabt, treibt nun, ein eifriger Bergmann, Stollen und Querschläge, und wirft seine Halden auf. Sogar den Herrn Werner lockt der Frühling in die Laube, um dort ein Glas des erst abgezogenen Weines zu kosten. Die Wasser füllen sich mit lärmenden Gästen, die essen und baden sich dick. Der Sperling, welcher auf dem Fruchtboden seinen Winter mit Körnerlesen so nützlich zubrachte,

wagt kleine, gesellschaftliche Ausflüge. Der Kukuk läßt den einförmigen Ruf ertönen und sieht sich nach der Ruhestätte der Grasmücke um. Wie flöten und schlagen und wirbeln die Sänger des Waldes! Vor allen der Fink; dieser, immer neu in seinen Weisen, ist wohl zu unterscheiden vom Stieglitz, dem bunt ausgeschmückten Leyermann, welcher um einen Bissen Brod die eingelernten Stücke hören läßt; auch nicht zu verwechseln mit dem Dompfaff, der im schwarzen Kleide und rothen Brustlatz, ein etwas plumper Schwarzwälder, mit seinen Künsten in ganz Europa hausirt. Nachtigall und Drossel sind zwar liebliche Stimmen; aber der wahre Dichter und älteste Minnesänger, bleibt der Fink. Hellglänzend ist sein Blick aus dunkelm Auge, tonreich seine Kehle. Schon früh im März fängt er an zu stimmen; dann erwacht immer mächtiger sein Gesang, und veredelt sich sein ganzes Wesen; recht als ob Licht und Töne zugleich aus seinem Innern hervorsprudeln, ergießt sich jenes in glänzenden Farbenwellen über ihn, und die Töne wachsen ihm zu mächtigen Fittigen, in denen er sich über den ganzen Wald ausbreitet. Keiner aber singt wie der andere, der läßt Brautgesänge erklingen, der Ritterlieder, wieder andere vom Wein, von Wald und Frühling! Er ist aber auch der Liebe hold, eifersüchtig auf seine Schöne, tapfer, und läßt keinen andern Finken in sein Revier; doch ist er wahrscheinlich der

einzige Dichter der freywillig keinen Wein trinkt, und so sehr das Wasser liebt.

Geblendet, läßt der Fink auch seine Stimme im Winter hören; dann lebt er allein im Gesang; nur von seinem innern Licht erleuchtet, trägt er seinen Tag, seinen Frühling hinaus in die Nacht, welche ihn umgibt, über die öde Haide, über die stummen, traurigen Felder. — Auf seinen Gesang scheint er aber ordentlich stolz zu seyn; denn meist ruft er nach jedem Liede seinen Namen: Fink! Fink! gerad als ob er sagen wollte: Seht! ich habe das gesungen.

Der muntere Vogel lebt beständig im Grünen, im Schatten der Gebüsche; in Wald und Garten streift er umher. An die äußersten Zweige eines Baums lehnt er gern seine künstliche Wohnung an, und die Wiesen und glänzenden Bäche überschauend, freut er sich, lebt friedlich mit seinem Weibchen und hilft ihm die jungen Finklein auferziehen. — Zwar ist er etwas launisch, Witterung und Jahreszeiten beherrschen ihn, und er pfeift eben nicht, wie der Spatz, jeden Tag von früh Morgens bis am Abende; vorzüglich helles Wetter und Frühjahr entlocken ihm den Gesang. Italien ist sein Lieblingsaufenthalt, und dorthin ziehen viele im Herbste; da schweben dann die Flügel seines Gesangs in den Düften der Myrthengesträuche und der Orangen. — Meist zieht nur das Weibchen mit dem Jungen weg und die Männchen sollen zu Hause bleiben; das scheint, als ob

vorzüglich jene das Hausregiment leiten; dafür leben die Zurückgebliebenen gesellig beysammen, halten sich schadlos, machen lustige Streifzüge, und den ganzen Winter hindurch führen sie ein lockeres Leben.

Der große Ohrenkauz.

Welch Lärm erfüllt den Wald; alle Vögel des Gaues schreyen durcheinander. Krähen und Dohlen, Spatzen und Meisen, sogar die Sänger sind herbey geflogen, überschlagen sich in der Luft, und bilden eine Wetterwolke, und mitten in der Wolke sitzt gelassen, auf dürrem Ast, der Kauz, Minervas Liebling. Der Verfolgte hat sich aus dem Dunkel des Waldes emporgeschwungen, steht ernst und gerade auf kurzen, starken Beinen, in seinem braunen, gesprenkelten Kleide da. Die breiten Schultern tragen das dicke Haupt, mit dem Backenbart; er wendet es langsam rechts, und wieder links; das große, vorwärts gerichtete Auge glüht im verhaltenen Zorn; die Federn sträuben sich ob der Stirn und um das Ohr; der stark geschwungene Schnabel drohet den Verwegenen Verderben. Er zischt, und man schaut im weiten Rachen die gespaltene Zunge. Den befiederten Fuß hält er emporgezogen, die scharfen, starken Krallen gespannt. Seines Ingrimms scheinen die Vögel zu spotten; sie stürzen auf ihn dar und wieder zurück. Da verleidet ihm das Spiel; er macht sich davon, fliegt niedrig über die freye Landschaft, dann zur alten Kirche, zur Ruine; überall wird der Schuldlose verfolgt, und immer ärger der Lärm. — Da sinkt die Sonne unter,

Dämmerung breitet ihre düstern Flügel aus, die Vögel zerstreuen sich nach allen Seiten hin; die schwächern schier ängstlich. Nun haben Wald und Nacht ihm ein Asyl geöffnet; die sind sein Element, sein Reich, in welchem er sich wonnig fühlt, und hat der Adler sich zur Ruhe begeben, da beginnt erst die Herrschaft des Ohrenkauzen, und ein ganz anderer Vogel ist nun aus ihm geworden. Jetzt schüttelt er kecker die Flügel, wackelt spöttisch mit dem Kopf, blinzelt so schlau, streicht den Schnabel mit der Klaue, biegt diesen unter das Flügelkleid, streckt ihn wieder vor, knarrt und schnurret, als ob er eine Prise nähme, versucht an Zweigen seine Kraft, und zerknickt sie, wie ein bissiger Rezensent die Feder; er wendet die Zehen bald vor, bald rückwärts, als wollt' er schreiben. Wozu diese drolligen Geberden, diese gymnastischen Uebungen; was hat er wohl vor? — Jetzt leuchtet sein Auge durch das Dunkel, jetzt sieht er in seinem eigenen Lichte scharf und weit. Er streckt seine Beine aus, er gibt sich den Schwung, überschaut mit leuchtendem Blick vom Himmel herab sein Revier. Ganz leise schwingt er die Flügel, und flatternd, gleich der Fledermaus, wie vom Winde getrieben und geschüttelt. Man muthet ihm kein Böses zu; da plötzlich schießt er ins Saatfeld nieder, eine Lerche hat er gepackt, ihr die Rippen zerbrochen, sie verschlungen in einem Augenblick. Jetzt erschaut er den Finken im Laub, ach! dem geht es nicht besser! schuldig oder unschuldig, das

kümmert den Kauzen wenig. So hält er Gericht, nach neuer Weise und im Dunkeln. Auch die Maus, die ihm nichts gethan, zappelt in seinen Klauen, unbarmherzig reißt er den Kopf ihr ab; sogar die Fledermaus, seine nahe Verwandtin verschont er nicht. Jetzt stößt er auf den Hasen, der gar ruhig und sicher sich gelagert glaubt, der Kautz zerreißt ihm das Kleid mit den scharfen Krallen, bälgt ihn aus, und bleibt noch etwas an den Knochen hängen, so schlägt er das Fell wie einen Einband darüber hin, vergißt aber die Nachlese nicht. Ist er müde von seinem Rezensenten-Flug, so zieht er wieder der Höhle zu. Hoch oben hat er diese, in düsterer Felsritze, schaut hernieder wie von einer Dachkammer. Dahin bringt er den Jungen die Beute, da lehrt sie der Meister, nach seiner Kunst, zerlegen. Doch scheinen die Zöglinge fromm und dick, wie kleine Federmuffe, nur die Augen leuchten aus dem Balge hervor und der krumme Schnabel, bedeutungsvoll; sie verrathen Genie und Adlerstärke.

Von seinem abgelegenen Neste aus, macht er Streifzüge, kommt auch für kurze Zeit in die Städte, auf den Hochsitz eines Thurms, zu den Dohlen, mit denen er stets im Kriege lebt, sie weidlich zerzauset und sich alsdann wieder davon macht. Er rüstet sich im Geheimen; wenn die Gespenster umgeh'n, dann ruft er mit starker Stimme seinen Genossen, und durchstreift in Freyscharen den Wald; lärmend und schauerlich zieht er durchs Dunkel; es erschallt von allen Enden des

Waldes wie Hundegebell und wildes Jauchzen; während die Käuze selber unsichtbar sind und nur wie Schatten im Vorüberfliegen mögen erkannt werden. Mancher Wanderer geht erschrocken und hastig fort, weiß nicht wohin er sich wenden soll bey der Verwirrung im Walde und dem Kauzenjubel, und findet sich am Ende wieder da, von wo er ausgegangen. Das ist der wilde Jäger, die Geisterjagd, die geht von Burg zu Burg und verkündet Krieg. Bricht der Tag an, so sind die Jäger heimgezogen, und der Kauz sitzt wieder zu Neste, so gelassen, so unschuldig und friedlich, als hätt' er sich nie von seinem Horst erhoben; und immer noch gilt er für das Bild der Weisheit, und die Bälge der Mäuse, der Spatzen und Finken, die er gefressen, und als Gewölle wieder von sich gibt, halten abergläubische Leute vom Himmel gefallen.

Den Adlern ist er Feind; sie werden am Tage leicht seiner Meister, wenn er sich heraus läßt; aber des Nachts greift er an. Drum halten ihn die Jäger zur Kurzweil und bezahlen ihn gut. Sie binden ihn am Beine fest, und hängen ihm wohl auch einen Fuchsschwanz an; so stellen sie den Schalksnarren ins Freye. Er treibt auch da allerley Possen, blinzelt mit den Augen und knarrt mit dem Schnabel. Die Vögel kommen herbey und dem Jäger zu Schusse; doch hackt er auch mit seinem Krummschnabel auf diesen los. Die Jäger werden am Ende müde ihm länger zu fressen zu geben, und nageln ihn selber ans Scheunethor.

Die Spyren.

Wiewohl die Schwalben alle ziemlich zudringlich sind und gern in jeder Hütte sich Nestchen bauen; so sieht man sie eben nicht ungern, und an vielen Orten hält man sie fast für Propheten. Auch sind die meisten, der breiten Schnäbel ungeachtet, artige Vögel. Es gibt aber Schwalben, welche die niedern Hütten nicht lieben und höher hinaus wollen; dahin gehören die Spyren. Diese kommen glatt und schwarz gekleidet, und schwarz scheinen sie auch durch und durch zu seyn. Ihre Flügel sind lang und gehen als Mäntel beynahe über ihre kurzen Beine und breiten Füße; die sind wie mit rauhen, schwarzen Strümpfen angethan, als ob sie damit ihre scharfen und krummen Klauen, verdecken möchten. Die Klauen, alle nach vorne gerichtet, gar geschickt zum Rauben und überall anzuklammern, haben ihnen auch den Namen **Häckler** zugebracht. Ihrer flachen Köpfe ungeachtet, scheinen sie sehr verschlagen; sie sind überdieß zweyzüngig, der Schnabel ist kurz, das Maul sehr weit. — Sie halten in Gesellschaft zusammen, sind beynahe über die ganze Erde als ein lebendiges Netz ausgebreitet, schicken in alle Welttheile, sogar nach China, Missionärs. In der Schweiz haben sie vorzüglich Freyburg zu ihrem Hauptsitz ausersehen, und dort in Staats-

gebäude und Münster sich eingenistet. Viele sind der Mienung, daß sie mit dem Kitt ihrer Nester noch altes Gemäuer zusammenhalten. Sie bauen sich überall hoch an, als ob sie das Land regieren wollten; da können sie auch ungestört brüten und ihr wüst=frommes Leben ohne Scheu treiben. Ja, sie gelten noch hie und da für heilig, und man fürchtet sich ihre Nester, so wie diejenigen der Dohlen, dieser diebischen, lärmenden frères ignorantins, herunter zu fegen, als ob sie die Schutzpatrone der Kirchen wären. Da mauern sie ihre Zellen aus zusammen gebettelten und gestohlenen Sachen, und liegen gar bequem auf den Federn anderer Vögel. Wo sie einmal festgesessen wird man ihrer kaum mehr los, und zerstört man die Nester, so findet man dieselben dennoch bald an der alten Stelle wieder. Die Spyren halten ihre Arme unter den langen Flügelkleidern versteckt, und wann sie fliegen, glaubt man, sie ertheilen dem ganzen Land ihren Segen; aber den Scheinheiligen leuchten nur Mücken und schöne Schmetterling' ins Aug, auf welche sie im Dunkeln unversehens losschießen. — Sie sind die besten Wetterkundigen; gibt es Unwetter, so fliegen sie nie aus, sondern halten sich ganz still in ihren Nestern; wird es ihnen zu rauh, so wandern sie in Scharen nach Süden, wo ihre eigentliche Heimath ist. Wird ihnen die Witterung günstiger, so sind sie auch wieder da. Erst angekommen, stellen sie sich öfters todt; aber kaum sind sie erwarmet, schwimmen sie hoch oben.

Licht vertragen sie nicht, lieben die Dämmerung, und dann erst jubeln sie laut auf, fliegen in Kreisen und machen dabey die geschicktesten Schwenkungen. Sie setzen sich nie auf einen Baum, so daß ihnen alles, was grün ist und blüht, verhaßt scheint; auch verfolgen sie mit wüstem Geschrey jeden Vogel aus dem Adlergeschlechte. Nur für die Spanier und Italiener sind sie genießbar; übrigens trifft man sie hie und da auf den Kopf und stopft sie aus. Gegenwärtig, schon im August, droht ihnen harter Winter und sogar von Freyburg weg möchten sie noch in ihre Heimath sich flüchten!

Der Fuchs.

Der Fuchs, dieses große, oft verkannte Thiergenie, bewohnt bald als Eremit, bald als Zweysiedler, in den Tiefen des Waldes, einen Bau, welchen der Dachs gegraben; den aber hat er listig vertrieben. Auch baut der Fuchs wohl selber eine Behausung mit Kreuzgängen, mit Vorder- und Hinterthüren mit geräumigen Kammern, und polstert diese mit Moos und Gras. Im Felde hat er ein leichtes, flaches Sommerhaus. In seiner Wohnung liegt er bey stürmischem Wetter, oder wenn er verfolgt wird, der Andacht ob; seine Andacht aber ist auf Hühner und Gänse gerichtet, auf Hasen und Mäuse und sein Augenaufschlag, voll Sehnsucht, gilt den Trauben und dem Honige.

Früh schon macht er mit tausend nützlichen Künsten, mit Kniffen und kniggischen Lebensregeln seine Jungen bekannt; die schauen, wenn sie kaum die Augen aufgethan, aus der Thür ihrer Hütte, schon recht klug und vorsichtig umher, strecken sich an der Frühlingssonne aus, spielen mit Hühnchen und zerreißen muthwillig das Spielzeug, sind sie seiner überdrüssig. Auch schielen sie schon lüstern auf die Vögelein, die frey in den Zweigen flattern, lernen bald den Gimpel vom flüchtigen Zeisig unterscheiden, und horchen gespannt auf das Mäuslein,

welches leise im Verborgenen wandert, erschnäufeln die Oeffnung seiner Wohnung und passen ihm auf. Schlimme, lose Büblein sind die jungen Füchse, doch das Alter macht sie klug und erfahren. Zur Erde sind sie noch geduckt, aber laufen gar behende fort, schnell wachsen ihnen die Beine, hoch und schlank der Leib.

Wiewohl der Fuchs in seiner Zelle zusammen gekauert liegt, auch in der Mittagsstunde meist im stillen Schatten eines Busches friedsam schläft, ist er draußen ein Weltmann, gar fein und klug und geht mit hängendem Kopfe etwas fromm und gedankenvoll. Er weiß sich zu schmiegen und zu biegen, und wieder rasch und keck aufzutreten, wie sein Vortheil es erheischt oder die Noth; er weiß verschlagen, die Gefahr zu meiden, der Verfolgung rasch zu entfliehn. Sein schiefes Auge blinzelt und es gleitet schlau den spitzen Blick über die feine glatte Nase hinweg; die dünne Lippe entblößt, wie im heimlichen Lächeln, die weißen Zähne. Seine Ohren stehen wach und steif, und über ihnen und über glattem Gesicht und niedriger Stirn sind die Haare zierlich aufgekämmt. Das feine Schnäuzchen läßt ihm gut; auch weißen Kragen und Weste und das röthliche Kleid hat er säuberlich angethan; es ist glatt gebürstet, und sieht weich und sammtig aus. Er führt, seinen übeln Geruch zu decken, den Zibeth immer bey sich und reibt ihn als Prise um die Nase, wenn er etwa einen Hieb bekommen. Ja wohl darf er an Schmuck und Anstand sich mit

jedem Hunde messen, und sogar in bunter Katzengesellschaft wird er nicht verdunkelt, und den buschigen Schweif, mit weißer Spitze, hat er wie ein Taschentuch nachlässigvornehm heraushängen, stäubt damit hinter sich die eigne Fährte weg. Gehöriger Zeit weiß er aber seine scharfen Krallen zu heben, das feste Gebiß zu gebrauchen.

Er achtet immer woher der Wind kömmt, und billt nur leise; merkt er aber, daß die Witterung umschlägt, dann heult der Schalk laut auf. Findet er einen Wohnplatz und will sich ansiedeln; so streift er erst umher, macht überall Besuche, sieht sich an jeder Ecke um, dringt zu jedem Schlupfwinkel, und durchkreuzt die Gegend nach allen Richtungen, bis er sie erkundet hat! Er nähert sich langsam und in Umwegen, wo er Gefahr befürchtet; was ihm neu und ungewohnt ist, das durchsucht er, hat nicht Ruhe bis er's erschaut hat und überläßt nichts dem Geschicke. Er geht in frischen Morgenlüftchen ins Freye spazieren und des Abends zu den Häusern, schaut durchs Gitter und über die Mauer.

Hat er Zufluchtsorte und Hülfsquellen alle aufgefunden und ist er nun eingesessen und fühlt sich wohl; da macht er Pläne und Speculationen; geht dann bey Nacht und Dämmerung seinem Gewerbe nach, und fern von seiner Wohnung zu Hof bey den Hühnern und Gänsen. Etwas leichtfertig thut er freylich mit ihnen und entführt wohl ein Paar, bringt es in Sicherheit

und holt sich flink wieder ein anderes und witzig oft den lärmenden Hahn dazu; dann aber schleicht er im Stillen davon. Auch dem Hasen, der im Lager ruht, nahet er etwas zudringlich, oder folget ihm auf Spaziergängen nach. Er setzt sich in die Nähe der Kaninchen, wartet geduldig bis sie hervorkommen, oder befreyt sie gewaltsam aus ihrem Verließ; den Igel, der im eignen Stachelbalg sich eingeklemmt hat, beizt er auf, und vertreibt ihm den Schnuppen auf immer. Er besucht die Bienen und läßt, wie übel er auch bewillkommt und weggewiesen wird, sich dennoch nicht abschrecken, kommt immer wieder, bis sie dem Schmarozer Küch' und Keller mit Fett und Eingemachtem überlassen. Er horcht auf das Singen der Vögel, schickt ihnen den schmeichelnden, verführerischen Blick zu, der sie ganz bezaubert. Dohlen ziehen ihm nach; doch läßt er klug nicht merken, daß ihm die Verfolgung gilt, und treiben sie's gar zu arg und kommen ihm nahe, dann versteht er sie schnell zu beschwichtigen. Fallen, die man ihm gelegt, berührt er selten, wie sehr auch ein Täubchen ihn lockt; hat er sich aber doch einmal versehen, und das Bein eingeklemmt, so läßt er es zurück und geht weiter, als hätt' er nur den Stiefel ausgezogen; aber dem Vogel, der sich gefangen, hilft er geschickt aus dem Prozeß, und befreyt den Hasen, der sich im Netze verwickelt hat. Er geht selten auf offnem Pfade; nur im Winter läßt er sich zuweilen im freyen Felde sehen;

er schaut sich alsdann überall vorsichtig um, wagt sich am Tage zur einsamen Wohnung, und lies't auf, was er findet. Geht es ihm nicht nach Wunsch, plagen ihn Frost oder Hitze, so kann er leicht toll werden und dumm zugleich, und fällt alsdann jeden an, der ihm in den Weg läuft.

Als Politicus weiß er auch in Stunden der Noth sich zu helfen; streut seinem ärgsten, erbosten Feinde, dem Hunde, Etwas ins Auge, daß dieser ihn gerne gehen läßt; oder schließt, wenn die Zeiten ändern, gar mit ihm Kameradschaft. Wird ihm aufgepaßt oder eine Schlinge vor seine Thür gelegt, so bleibt er wochenlang ruhig versteckt, daß man glaubt, er sey verreis't. Schickt man ihm den Dachshund als Polizey ins Haus, dann packt er diesen bey den krummen Beinen und wirft ihn zur Thür hinaus. Wenn man ihn aber auf seinen Schlichen erwischt und stellt ihm nach, so macht er nicht viele Seitensprünge, er verschwindet im Dunkel, und schleicht seiner Wohnung zu; findet er jedoch die Thür verschlossen, so nimmt er Reißaus; man hat ihn gesehen und nimmer.

Der Kluge treibt allerley Spiel, und weiß sich überall durchzuwinden. Er ist nicht Hund und nicht Katze und zählt sich, wie es Noth thut, bald zu dieser bald zu jenem, und versteht die Künste von beyden. Er springt auf einen Baum; geht über lockern Schnee hinweg, ohne einzusinken, und jagt das Reh. Aus dem

Wasser zieht er die Krebse mit seinem Schwanz, und erhascht die Fischlein.

So wie ihm selber Niemand traut, ist er unter allen Geschöpfen auch am meisten argwöhnisch; wird durch alles beunruhigt. Er gibt sich, seiner Räubereyen ungeachtet, für nützlich aus; er vertilge Mäuse, sagt man, und Heuschrecken. Und bringt man ihn angekettet zu den Hühnern, so mögen die sorglos um ihn herum geh'n, er thut keinem Leides, und scheint gar friedlich und gutmüthig; hat er aber Freyheit errungen, bleibt er doch ein kleiner Despote. So ändert er den Sinn nach Umständen.

Man findet den Fuchs überall, und in mancherley Kleid. Des Winters zieht er den dichten Pelzrock an, im Sommer ein leichteres Gewand. Er liebt zwar die rothe Farbe; aber als Brandfuchs kommt er in grauem Modekleid, als Polarfuchs hat er sich schön blau gefärbt, oder gebleicht und geht in dichten Filzschuhen; er hat den Wedel bald mit heller Spitze, bald mit schwarzer; als Silberfuchs ist er gar stattlich und doch kann man nicht sagen, ob er schwarz oder weiß sey. Auch trägt er wohl gar wie ein Büßender, das schwarze Kreutz über den Rücken. Dennoch bleibt er immer derselbe Fuchs.

Ungeachtet seiner List wird er doch zuweilen eben auch mit List gefangen und geprellt. Aber im Tode neckt und spukt er noch, denn wird sein Pelz gerieben, so giebt er Feuer, und juckt. Doch rühmt man Lungen

und Fett von ihm gar sehr, als kämen sie von einem Heiligen, und mancher Apotheker versichert theuer, daß er diese köstliche Fuchsarzney ohne Gewinn, ja mit Verlust hergebe, nur allein für's Wohl der leidenden Menschheit.

D'Nachtigall.

Zur Zit wenn d'Bueche grüene, d'Mäierisli dufte und d'Bächli häiter und gschwäzig, dur bluemige Matte schpaziere göhnd, chunt mer z'Obe, wenn i schlofe will, allewyl Oepper i Garte, und vor mis Fänschter cho schpiele. Do machi s'Läufterli uf, und luege use im hälle Mondschin, lose und lose, chume nid gnueg über und vergisse der Schlof. Um si Chunscht und um sis fröhlich Gmüeth benid i de Schpieler, und dänke, wenn is nume au so chönt. Es isch, as eb er mi tröschte wet. Jo, er duet's und es thaut i mis Gmüeth wi Monschin i ne dunkle, dicke Wald. Es goht für's Bäte und für mängi Predig. Und ischt der Schpieler fertig, so machi s'Läuferli zue, und schlofe so ruehig und i heitere Träume.

Mänge Riche, wenn er nid guet glunet isch, het nit viel ufem Schpiele und Singe, es gfallt em nume was sine ischt; d'Wachscherze uf em Tisch zünde=n=em schöner as d'Sunne, er luegt lieber ufs Brotis vorem hi, as use i d'Landschaft, und mäint, e käi Blueme sey öppis gegen d'Hortensie i sim Garte, und gegen d'Tulipa und Schtärneblueme, die=n=er i prächtige Gschirrlene vor em Fänschter het. Doch geschmöckt em ebe au nid alles, und chunt em öppe e Giger vor d'Thür, so macht er es finschters Gsicht, längt gschwind i Sack,

wickletem e ganze Chrüzer i-n-es Bapirli, wirft em's abe und säit: „Do hescht und schwig und gang"!

Und wer isch es mit sim heitere Sinn und der hälle Schtimm, de mir alli Obed i Garte chunt? — Es chlis arms Bürschli, es Vögeli ohne Hus und Heimeth; ischt hüt do, morn dert; het nid emol es Bündeli binem; as wi-n-es schtoht und goht, Summer und Winter im brune Chleid, und ohne Schüehli. Doch gseht me nüt Bläzet's an em und nüt Usüberlichs.

Und was brucht der Schpieler denn meh? ischt er doch glücklich i siner Armuth, macht nid uf fürs Gäld und erfreut doch so mängs Gmüeth. Het er nume-n-e grüene Busch, es Bizli Brodt oder e baar Eier und vor allem e früsche Trunk, so isch er zfriede. — Doch isch er ebe nid eläi, er schpielt au no bsonders für Oepper uf, de lost em gärn. Wer meinscht ächt? — Si's Schätzli isch's. — Me merkt em's doch am Schpieli a, verliebt mueß er si. Ischt er fertig mit eme Liedli, so wartet er allewyl es Bizlis bis er wieder vo früschem afoht; denn bringt er es anders, und hunderte weiß er, schpielt nid eis no de Note, alle chan er uswändig. So singt er furt bis Johanni, wenn d'Aebbeeri und Chriesi verrifet händ; denn ischt er scho lang ighuset bi sim Wibli und s'Singe vergoht em, wenn d'Chinder lärme und Brot häusche, er mueß sie gschwäige und mueß ne z'esse geh, mängisch vierne und fünfe mit enand. He nu! er het si schöne Zit gha, allewyl singe mag

me au nid, äi Fräud löst die ander ab. Sind d'Bire erscht rif und d'Pfersech, so gfallt'sem nüme doh; er er goht wieder uf d'Reis, denn z'läbe muß er ha und d'Chälte möcht ne chischterig mache. A=n=andere Orte fallt au no öppis ab vo s'Herre Tisch, und wil der Schpieler so arm ischt, mueß er halt witers zieh. Nu Glück uf d'Reis und chum über's Jahr ämel wieder zuenis i Blüihet.

Der Hamster.

Das Saatfeld steht in hohen Halmen aufgeschossen über der Ebene; kaum noch hält es unter seinem schönen Grün den hellen Blick der Aehren zurück; da schaut der Mohn, mit glühendem Auge, aus dem Feld empor, die Kornblume in ihrem blauen Strahl. Wachteln lassen laut den lockenden Ruf erschallen; zum offenen Himmel steigt das Lied der Lerche, es zieht sie mit. Die Sonne sinkt, sie löst und wirkt, mit ihren letzten Strahlen noch, die Lebensfäden in Blüthen und Laub. Da wandelt im grünen Halmenwald der Hamster bedächtig und sinnend umher. Es ist ein junger, der so eben mit fünf Geschwistern der Eltern Haus verlassen hat, sich selber zu etabliren; er schaut sich überall vorsichtig um; dann baut er, nur im Kleinen erst, seine eigne Wohnung, die günstige Zeit noch nützlich zu verwenden; doch das ganze Capital, welches er im ersten Jahre sich erwirbt, beträgt nur wenige Pfunde. Auch der alte Herr Hamster läßt sich erblicken, er hat seine Keller schon angefüllt, wie wohl ihm erst noch die Erndte bevorsteht, und neue Gewölbe muß er aufbrechen, um die Schätze alle zu verwahren. Man sieht's ihm an, daß er sorgenlos, und doch auf neuen Erwerb bedacht ist. Aufrecht sitzt er, als ein Principal, vor seiner Wohnung;

ernst und fast finster sieht sein schiefes, hervorstehendes Auge vor sich hin; es zeugt von spleenartiger und zorniger Natur; seine breiten Backen hängen herab; die nackten, runden Ohren stechen etwas keck hervor; er lüpft gar hoch und spöttisch zur langen Nase die gespaltene, mit sparsamen Haaren besetzte, Lippe; daß man immer sein Paar langer, gelber Zähne sehen mag. Auch dreht er das große Haupt halb übermüthig, halb mürrisch, auf kurzem, dickem Halse; der ist mit Drüsen behangen, als ob vom Aufenthalt in dunkler und feuchter Höhle der Hamster sich die Scropheln zugezogen. Doch stattlich ist er gekleidet; den langen, schön gewölbten Leib bedeckt eine schwarze Sammtweste, sie schließt sich an die engen Hosen seiner kurzen Beine. Der braune Rock reicht ihm bis zur Ferse herab. Jahr aus, Jahr ein, hat er das gleiche, freylich etwas altväterische Gewand; auch hinten noch ein kleines Zöpfchen. Es gibt unter seinen Verwandten eben so reiche wie er, die einen tragen sich immer schwarz, von Kopf bis zu Füßen, andere sind wie in weißen Flanell gehüllt; und wieder andere besitzen gar einen schäkigen, aus vielen Stücken zusammen geflickten Rock.

Sitzt er vor seiner Thür und kommt Jemand, der ihm nicht behagt, oder dem er nicht traut, so wendet er sich um und tritt durch das Fallloch in die Wohnung; doch weicht er eben nicht gern aus, wird gar zornig, wenn man ihn nur ansieht, erhebt sich rüstig,

belfert, knurrt und wetzt grimmig seine Zähne. Geräth er noch tiefer in Zorn, was gar leicht geschieht, so geht er bissig auf einen los, packt den Stock an, den man ihm entgegen hält, daß man ihn kaum losreißen kann. In seiner blinden Wuth wirft er sich auf Roß und Reiter dar, und meint, sie sollen ihm aus dem Wege gehen. Alles was ihm begegnet, Großes oder Kleines greift er an, jede Maus zerreißt er, und verschont sogar Maykäfer und Heuschrecken nicht. Kommt etwa einer seiner Nachbarn; da gibt es Streit und Prozeß. Nicht einmal mit seinem Weibchen bleibt er in Ruhe; sie krazen und zerbeißen sich, und leben von einander geschieden, jedes in seiner eigenen Wohnung; immer nur auf kurze Dauer schließen sie Frieden. Er bekümmert sich um seine Junge nicht; auch sorgt die Mutter gar schlecht für sie und läßt sie im Stich, wenn Gefahr droht; sie mögen allein den Weg zur sichern Wohnung suchen. Noch blind beißen sie schon, und kaum sind ihnen die Augen geöffnet, so fangen sie in den Gewölben und Gängen der Alten spielend zu wühlen an. Kaum sind sie etwas heran gewachsen, so werden sie verstoßen, sie müssen sich selber fortbringen. Die Jungen haben aber das Naturel der Alten geerbt, wissen sich wohl zu helfen, machen ihren Weg und ihr Glück in der Welt; sie finden den besten Boden und reiche Erndten, und nehmen große Ländereyen in Besitz.

Der Hamster speculirt auf alles, nicht nur auf Ge-

treide; auch Erdäpfel häuft er an und Sämereyen, öl- und gewürzreiche; er schleppt alles herbey und füllt damit seine Gewölbe an. Mit den Pfoten stopft er sich gar emsig die Säcke voll, und beladen vermag er kaum seine Wohnung zu erreichen. Schwerfällig wankt er unter der Last; seine Augen glotzen, seine Backen sind gespannt, die Zähne stechen drohend hervor. Alsdann ist er leicht zu erwischen, und es geschieht auch, daß er überfallen wird von einem listigen Fuchs, oder einem Nachtvogel, oder daß ein Falk ihn überrumpelt, wenn er so in der Dämmerung angestrengt seinem Gewerbe nachgeht. Dann streicht er schnell die Backen und leert die Säcke aus, um sich zu wehren; mit wüthendem Blicke stellt er sich gegen den Feind und dieser getraut sich kaum, ihn anzugreifen. Doch ein flinker Iltis fürchtet nicht seinen Zorn, und schleicht ihm gar in die Wohnung nach, fällt dem dicken Herrn ins Genick und schleppt ihn weg.

Hat ein Hamster nun seine Vorräthe gesammelt, Tag für Tag die goldnen Körner eingetragen und sie wohl erlesen, jede Sorte in besonderes Gewölbe gehäuft: da ist ihm wohl und er entfernt sich nicht mehr weit von seinen Schätzen. Er hat die Thüren alle gut verschlossen, und man würde nicht mehr den Weg zu ihm finden, wenn nicht in der Nähe noch Erd- und Schutthaufen lägen. Jetzt zieht er sich in die Tiefe, bettet sich auf Stroh, und kommt der Winter, so lebt er nun

still für sich, erlabt sich an seinen Vorräthen, und steckt gar manierlich mit den Pfoten sich die Körner ins Maul. Er frißt und frißt, bis er endlich entschlummert. Dicht eingehüllt in sein Gewand, und zusammengekauert liegt er auf dem Ohr. Er wird starr und steif, und eiskalt in seinem geronnenen Fette; kaumt athmet er, nur einmal alle Viertelstunden schlägt sein Puls; der Zorn ist erloschen, die Zähne stecken in seinem eignen Pelz. Schneidet man ihn auf, man findet nichts Besonderes, außer viel Fett und einen zweyfächerigen Magen, auch fehlt ihm die Gallenblase; dennoch weiß man nicht, woran der alte Herr gelitten hat. Er beißt nicht mehr, wenn man ihn secirt, und öffnet nur im Gähnen den Mund. — Mitten im Winter wacht er zuweilen, aus seinem Todtenschlafe auf, streckt sich, blinzelt, gähnt und knurrt, reibt sich die Augen, erhebt sich endlich von seinem Lager, schlaftrunken taumelt er hin und wieder. Ist er endlich völlig erwacht, dann liest er sich die Strohfedern aus den Haaren, putzt sich und nimmt ein tüchtiges Frühstück. Er wagt sich hinaus, wenn an schönen Tagen, durch den schmelzenden Schnee der junge, grüne Halm hervordringt; doch bald legt er sich wieder auf sein Bett hin und nickt ein. Nahet aber der Frühling, dann wird zuerst die Frau Hamsterin wach, schaut aus ihren Fall= und Taglöchern hervor, erlabt sich an dem Vorrathe, und an jungen Keimen, und wird neue Saat ausgestreut, so stiehlt sie diese

auch schon weg. Nun geht sie weiter und legt einen neuen Bau an.

Ach! Mancher mag den Frühling nicht erleben, und wird überfallen noch vor Schlafengehen; oder wann er neben seinen Schätzen erstarrt liegt. Von der Noth gedrungen bricht ein armer Landmann in die Gewölbe. In einem Sacke trägt er die schwere, kostbare Bürde hinweg, alles was der Herr Hamster so eifrig und mühvoll gesammelt, so mißtrauisch und sorgfältig bewacht hat, und obendrein reißt man ihm gar noch das Kleid vom Leibe. Ein lachender Erbe, freut sich der Arme mit seinen hungerigen Kindern über die Schätze des schelmischen Wucherers.

Die Schwalbe.

Aus meinem Zimmer seh' ich ins Freye hinaus, zu dem blauen Strom, auf grüne, von hellen Bächen durchzogene, Matten, und hin zum Gelände, wo Kornfelder und Wiesen wechseln, und die Fenster der Hütten, belebt im Strahle der Abendsonne, unter dem Schirm der Apfelbäume, herüber äugeln. Schwerbeladene Erndtewagen, mit bunten Kränzen geschmückt, ziehen heim; Schnitter folgen scherzend und singend. Der Storch schwingt sich vom Neste auf, und übt seine Jungen im Fliegen. Die Schwalben schwimmen in der Luft, durchschneiden sie in weiten Kreisen, immer mit gespannten Flügeln, tauchen wieder unter auf den Fluß und gleiten über seine Fläche hin. Im Fluge haschen sie die Mücken weg, im Fluge locken sie einander mit hellem Laut; die rauschende Welle erspringt sie nicht, dem Falken entgehen sie leicht und warnen vor ihm die andern Vögel. Die freye Schwalbe vertraut dem Menschen. Unter das Gesimse meines Daches hat eine ihren Erker angemauert; die Jungen strecken die Köpfe hervor und rufen ihr; da kommt sie geflogen, schwenkt vorüber, schließt nochmals den Kreis; dann blitzschnell trifft sie aufs Nest, und schwebend über ihm und flatternd hält sie eine Fliege; die Jungen zwitschern und schnappen die Beute weg.

Und wie ein Pfeil fliegt die Schwalbe über Strom und Felder davon. Bald ist sie wieder da, und hinter ihr neckend eine andere; sie segeln um das Dach; da stürzt die Verfolgte ins Zimmer herein. Schnell das Fenster zu! — Wie sie an den Wänden vorüberstreift und an der Diele kreis't, mit gebogenem Leib, mit gebücktem Kopf und breitgefächertem, niedergedrücktem Schwanze, und fest angezogen ihre Füßchen hält! Das Element ist ihr nicht weit, nicht tief genug, und sie schlägt jetzt ängstlich die Schwingen. Dann setzt sie sich ermüdet über den Vorhang, und kreuzt in Ruhe die langen Flügel. Draußen singt die Gespielin, und wendet das Köpfchen nach jedem Vögelchen, das vorüberfliegt; nur einsylbig antwortet und wie verzagt die Gefangene; sie sieht den klaren Himmel, die grüne Landschaft; sie schießt fort, ach! und stößt den Kopf an den trügerischen Scheiben an; flattert und taumelt zu Boden. Da hab' ich sie gefaßt! Nur ruhig! warum zitterst du? bist doch bey deiner Hütte, und in Freundes Hand; bist ja so oft mir um den Kopf geschwärmt, ins Zimmer geflogen, hast deine Touren gemacht und alsdann munter dich wieder ins Freye hinausgeschnellt, und hast vom Dache herab dein süßes Liedchen hören lassen. So keck blickt mich das Plattköpfchen mit seinen dunkeln, kleinen Augen an; öffnet gar das breite Schnäbelchen und weiset die gespaltene Zunge. Will es sich wehren, das arme Ding? kratzt mit seinen Füßchen

und den schwachen Nägeln. Nein! ich thue dir Nichts, bist doch so glatt und schmuck im stahlblauen Gewande und dem weißen Schürzchen, ein wahres Hausvögelchen, von aller Hoffart frey; das braune Stirnband und Brusttuch sind dein einziger Schmuck, und an deinem Federfächer die Reihe weißer Perlen. Nun ich will dich füttern, im schönen Gitterkäfig dich bewahren, dich pflegen. — „Nein! ruft der Vater, laß sie fliegen, häuslich ist sie und zutraulich; aber ans freye Element gewöhnt, und nur bey ihren Gespielen und bey ihren Kindern ist ihre Heimath. Mißbrauche das Vertrauen nicht, mit dem sie in dein Zimmer flog, zu dir sich rettete." Da öffne ich das Fenster und schließe sachte die Hand auf. Die Schwalbe rührt sich nicht, nur ihre Aeuglein spielen; jetzt pfeifen die Jungen, sie hat ihre Stimmen vernommen, ist aufgeflogen, zieht einen Kreis in der Luft, hat eine Mücke weggeschnappt und fliegt zu Neste.

Der Herbst geht vorüber, die Schwalben schaaren sich an Teichen und Seen zusammen und fliegen auf, einer andern Heimath zu, und mit ihnen zieht meine Schwalbe und ihre Jungen. Der Winter wird frostig, manch scheues Spätzchen naht, ihm werden Krumen vors Fenster gestreut; aber die Schwalbe lebt fern und frey unter Citronen und Orangen und schwärmt um die Kronen der Palmen. Und kommt der Frühling mit seinen linden Lüften, so bringt er sie auch wieder heim; sie läßt

von den Düften und der Pracht der Blumen, von der Fülle des Reichthums sich nimmer zurückhalten, sie trotzt den Stürmen, trotzt den Gewittern, überfliegt die Meere, und findet die Hütte, findet ihr Nestchen bey ihren alten Bekannten. Ihr Lied begrüßt mich des Morgens früh, sie kreiset wieder mit ihren Gespielen um das Dach, und sie helfen sich traulich ihre Erker wieder bauen und ausbessern.

Die Lemminge.

Diese Wühler im Dunkeln bewohnen gebirgige Gegenden; dort haben sie überall Schlupflöcher, nach allen Richtungen durchkreuzen sich ihre Gänge und dicht an einander stehen Erdhügel, welche sie aufgeworfen. Sie finden den guten Boden, wo es leicht zu graben ist. Man sollte glauben sie bearbeiten das Feld, helfen dem Landmann pflügen, lockern die Erde auf und machen sie fruchtbar. Aber nein, die Saat fällt über ihren Gängen um und verdorret. Sie nagen die Wurzeln weg und die Knospen, beißen die Halmen ab, um die Aehren zu erwischen. Die Wintersaat verschwindet, und im Sommerfeld liegen die Häckselhäufen und die leeren Spreuer. Sie streifen besonders im Winter umher, ziehen ihre Gänge durch den Schnee, springen aus den Löchern hervor, kehren überall ein und lassen durch keinen Frost, durch keine Stürme sich stören. Sie sind eben nicht besser als die Maulwürfe, nur frecher und statt des Jesuitengewandes tragen sie ein braunes, andere ein fuchsrothes und schwarzgeflecktes Kleid. Sie möchten als kleine Bären gelten und stellen sich oft auch so; sie sind dick und plump und lassen noch gar ums Maul die starken Schnurren wachsen; dennoch gehören sie zu den Mäusen, sind aber von besonderer Art. Ihr Kopf

ist rund, die Schnauze stumpf, und die Ohren liegen beynahe am Halse im dichten Pelz versteckt. Die kleinen Augen haben einen stechenden und hämischen Blick. Ihre Zähne sind geschickt zum Zernagen und Beißen und die breiten Pfoten mit Nägeln versehen, zum Wühlen geschaffen. Einzelne zeigen eben nicht besondern Muth; aber zusammengerottet sind sie unabtreibbar.

Zu gewissen Zeiten werden sie besonders wach und rege, treten aus allen Schlupfwinkeln, von allen Enden her, wie einverstanden, zusammen; sie scheinen sich zu berathen und ob wichtigen Dingen zu brüten; doch lassen sie von blindem Triebe sich leiten. Sie brechen auf und durchziehen das Land, einer hinter dem andern und fast in geregelten Reihen, daß man die Wege erkennt, welche sie genommen haben; die sind tief getreten und neben einander gezogen. Dann wähnen sie sich Herrn und Meister, werden immer frecher, und ohne Scheu; sie weichen keinem Menschen aus; alles soll ihnen Platz machen, sie dulden nicht den geringsten Widerstand. Stellt man sich ihnen entgegen, so setzen sie sich auf die Hinterbeine gar possirlich; bellen wie junge Hunde und springen einem ans Knie; aber dumm und blind beißen sie dennoch oft in den Stock, statt ins Bein, verbeißen sich und lassen am Stocke sich aufheben und hin und her schwenken. Doch dergleichen Späße und Neckereyen erbosen sie nur noch mehr. Wird eine dieser Bärenmäuse angegriffen, sind sogleich andere hinter ihr und helfen der Gequälten.

Sie meinen auch es müsse alles immer gerade fortgehen, sie wollen alles durchsetzen und erkennen kein Hinderniß. Sie wandern bergauf, bergab, scheuen das Wasser nicht, durchwaten die Sümpfe, schwimmen blindlings in die Ströme hinein, werfen sich in die Strudel, und ermessen die Breite der Seen nicht. Begegnet auf ihrer Wasserreise ihnen ein Kahn, so springen sie hinein und darüber hinweg. Manche, die sich tüchtige Schwimmer wähnten, hat die Welle selber verschlungen und ans Ufer geworfen; da sieht man sie oft in Reihen liegen. Die aber wieder zu sich selber kommen, wandern den Uebrigen nach. Gelangen sie zu einem Getreidehaufen oder einem Heustock, so wühlen und fressen sie sich hindurch; treffen sie auf ein Haus und finden die Thür verschlossen, so möchten sie dennoch hinein, und springen wohl zornig an der Wand empor. Sie gehen dann um's Haus herum, und von entgegengesetzter Seite ziehen sie wieder gerade fort. Man behauptet, ihr Zusammenrotten bringe harten Winter und böse Zeiten. Was sie aber eigentlich mit ihrem Umherschweifen wollen, das wissen sie selber nicht; doch vergessen sie nie, sich lustig zu machen und für den Magen wohl zu sorgen; denn darauf scheint ihr ganzes Treiben zu zielen. Sie zerstreuen sich unter Tages über die Felder und die Tausende verzehren den Segen des Landmanns; da bleibt kein grüner Halm, kein Körnchen übrig; bis zur Wurzel muß alles abgenagt seyn; das Land ist verwüstet, wo sie gehauset,

als ob ein Heer Heuschrecken darüber hingezogen. Als ob das ganze Land ihrem Regimente sich fügen sollte.

Der Feinde haben sie gar viele, Füchslein und Wiesel schleichen sich unter die Schaar, als ob sie zu ihr gehörten; allein sie stehlen bald diesen bald jenen der Landläufer weg; auch die Eule wirft sich unter sie; als ihre erbittertste Feindin. Zuweilen sieht man auch einen Lemming, der den Klauen eines Falken entgangen, hoch oben herab aus den Lüften erschrocken zu Boden fallen; daher denn Manche glauben, sie seyen vom Himmel gesandt.

Gelangen sie endlich in die Ebene, ans Ziel ihrer Reise, da zerstreuen sie sich, zerstören die Felder, fallen sich hungrig an, zerbeißen sich und fressen am Ende selber einander auf, die Uebriggebliebenen ziehen dann in die Heimath zurück.

Bey uns hat man noch keinen dieser Wühler und Zügler gesehen; sie leben alle in fremden, fernen Ländern; die einen wandern von den norwegischen und schwedischen Gebirgen dem Meere zu, andere leben auf dem Ural, ziehen nordwärts und bringen Heil und Segen allen Lappen.

Die Staaren.

Gerne hör ich der Amsel zu, wann des Abends ihre Stimme einsam, in ungekünstelten Liedern erklingt. Auch lieb ich, ihrem Spiele zuzusehen und wie sie flattert im grünen Laub. Schmuck ist sie auch in ihrem einfachen, schwarzen Kleide; doch gefallen mir ihre nahen Verwandten, die Staaren nicht minder. Sie sind gewandter, und zeigen sich in zierlichen Kleidern, die wie Seide schimmern, und die Farben spielen in Purpur und Grün durcheinander, und mit weißen Perlen sind sie über und über bedeckt. In rothen, kleinen Schuhen gehen sie einher, und hüpfen so leicht hinweg, als berührten sie kaum den Boden. Sie zeigen einen leichten Schnabel, freylich auch ein spitzes Zünglein. Sie verstehen auch mehr wie eine Sprache, und sind zu allen Künsten aufgelegt; sie wissen so schön sich zu präsentiren, so leicht und mit Anstand sich zu verneigen, schwenken sich hin und her, äugeln so klug und drehen das Köpfchen, so flink wie ein Wendelhals. Witzig und schnippisch und dennoch wieder schmeichelnd und lockend, geben sie auf jede Frage schnellen und oft gar naiven Bescheid. Sie haben leicht kunstreiche Lieder gelernt, wenn man das Zünglein ihnen zu lösen verstanden hat. Etwas flüchtig und vergeßlich sind sie frey=

lich, so wie die kleinen Genie gemeiniglich sind. Und draußen, wie gesprächig, wie gesellig; fliegen sogar mit Tauben und Sperlingen umher und necken sich mit ihnen. — Aber seht da! eine ganze Assemblee! wie das flimmert und glitzert. Wo immer die Sonne sie mit den Strahlen berührt, spiegeln sich Edelsteine und glänzende Stoffe. Sie haben sich gelagert im Grünen, und Leckereyen sind reichlich vor ihnen aufgetischt. — Ist es erlaubt ein wenig auf euere munteren Gespräche zu horchen und den Spielen zuzusehen? ich will mich ruhig halten hinter der Lehne und alle Aufmerksamkeit euch schenken. — Ei welch Mienenspiel, welch munteres Schäckern; dann lautes, helles Auflachen, Reden und Widerreden, wie in allen Sprachen und Mundarten durcheinander. Wie sie in ihrem Schmucke sich brüsten, das Köpfchen zurückwerfen und wieder vorwärts nicken, die Flügel schütteln und um die Schultern werfen wie einen leichten Shawl. — Jetzt plötzlich ist alles still. Wie lange wohl? Eins, zwey . . . . Schon wieder allgemeines Geplauder, einzelnes, lautes Rufen dazwischen, dann leises Geflüster, unterbrochen von langem, sentimentalem Ausruf und halbverliebtem Seufzen, von kleinem Necken und Trümpfen, Locken und Fliehen, Haschen und Entwischen. Nichts bleibt undurchsucht, jedes Blättchen wird umgewandt, jedem Vorbeygehenden nachgeschaut, und zugleich werden Kirschen und Beeren genascht zur Genüge. Horch dieser laute Zuruf! was hat

der zu bedeuten? Alles ist wieder still, sie stutzen, sehen sich nach mir um. — Husch! da sind sie weg! was gab es da? Ei ihr Losen! Habt ihr des Tobias Schicksal mir zugedacht? Hatt' ich doch glücklicher Weise das Aug geschlossen. Habt ihr nichts Besseres im Welschland gelernt, so mögt ihr nur bald wieder hinzieh'n.— Seht, sie schwenken über die Wiese, ziehen jetzt einen Kreis, drängen sich zusammen, jede möcht' in die Mitte; sie schwenken um das Gehölz und fallen plötzlich, mit lautem Gelächter, in das Schilf. Da hüpfen sie von Neuem durcheinander, und wiederum lös't sich ein süßes Geschwäz aus ihren Kehlen; wie ein Regen erschallt es von Weitem. Das geht ja bis in die tiefe Nacht hinein. Ich bin wohl gewitzigt, daß ich mich nicht mehr unter sie wage; aber fangen könnt' ich doch ein Stärchen, und schmeichelnde Worte sollt' es mir lernen, und sollte kirre werden, und mir folgen. Wie geh' ich es an? Nun, es läßt sich gerne fangen, ein kleines Hüttchen will ich bauen; da wird es schon selber hineingehen und sein Nestchen machen; oder ich schleiche mit dem Netze zum Schilfe herbey, wann sie baden. Ach nein, am besten es leiht mir der Nachbar seinen alten, zahmen Vogel, dem geb' ich einen Leimfaden mit, er wird hinfliegen zu den Bekannten, und sicher ein Stärchen mir heimbringen.

Die Affen.

Unter allen Thieren stehen die Affen dem Menschen am nächsten, und in ihm gelangt das Affenleben zur schönsten Reife. Des flachen Scheitels und der vorgeschobenen Schnauze ungeachtet, machen sich auch viele als Menschen geltend. Sind doch manche Affen wohlerzogen und gebildet; verstehen sich anzukleiden, sich herauszuputzen, mit Hut und Degen aufrecht und hochtrabend einherzugehen. Sie haben ihrem Erzieher die Künste abgesehen, wissen das Auge durch die Lorgnette zu spitzen, den Spazierstock nachlässig zu schwenken und Ränke sinnend unter die Nase zu stellen. Können sie zugleich mit Anstand den Rücken krümmen und mit dem Fuße scharren, so werden sie vielfach beklatscht und belacht. Doch muß man einen solchen studirten Affen im Auge behalten, sonst läßt er sich gleich auf die Vorderhände und geht auf allen Vieren, während dem er seinen Meister mit scheelem Blicke belauscht.

Gerne sehen sich die Affen als Herren über andere Thiere; sie lernen auf Hunden reiten, versteh'n den Bären zu führen, wenn dieser durch den Maulkorb beschwichtigt ist; lernen auf seinem Rücken tanzen, so gewandt, daß er es nicht einmal spürt, und dazu schneiden sie noch ergötzliche Gesichter. Sie sitzen sicher auf

einem Kameel, und führen mit Stolz eine ganze Karavane an. Auch haben sie schnell begriffen, wie man zu Tische sitzt, einschenkt, Wein oder gebrannte Wasser aus Gläsern trinkt, und auf Gesundheit anstößt. Sie lernen Nüsse aufklopfen und Pomeranzen schälen, mit Gabel und Messer umgehen, den Mund abtrocknen und — die Hände waschen; wiewohl diese nicht weiß werden.

Ein Affe lernt von andern, besonders leicht, das Stehlen, Plündern und Verhehlen. Sie haben ihre Spione und Schildwachen, während sie das Gestohlene sich zuwerfen. Viele verstehen das Fischen und das Vögelfangen, erwischen die Früchte auf den höchsten Gipfeln, sind aber eben so erpicht auf eine wohlschmeckende Wurzel, graben sie aus, oder fassen sie mit den Zähnen und schlagen einen drolligen Purzelbaum dazu.

So schlecht und unbeholfen sie auf ebner und gerader Straße fortgehen; so geschickt wissen sie auf schwanken Zweigen sich zu halten, und von einem Baum auf den andern zu schwingen. Schwächern Thieren geben sie Maulschellen, einem stärkern Gegner werfen sie Sand in die Augen. Manchen Affen schießt man von seinem hohen Sitze herab, allein er bleibt im Fallen auf einem Aste hängen. Stürzt auch einer verwundet zu Boden, gleich sind andere da, decken ihm wohl gar die Wunde zu, flüchten mit ihm auf die Bäume, und helfen ihm fort. Sind zwey beysammen, so lesen sie einander das

Ungeziefer aus dem Pelze und bürsten sich gar säuberlich. Ihre dummen Jungen werden von den Alten sehr in Schutz genommen, auf den Schultern getragen, überall hin mitgeschleppt, gestreichelt und geküßt.

Sie schleichen sich zu den Arbeitern im Walde und suchen ihnen das Brod zu stehlen. Einen Vorübergehenden werfen sie mit Stöcken und mit Koth; treffen aber selten. Sie drücken sich, wann sie den Jäger sehen, an einen Stamm; vor einem Adler, der sie von oben herab erschaut, fliehen sie ins niedere, dunkle Gebüsch, und vor dem Löwen auf die Gipfel und weisen ihm dann die Zähne. Verfolgt sie aber ein flinker Cuguar von Baum zu Baum, dann wissen sie des Jammers kein Ende. Wimmernd springen sie von Ast zu Ast. Gezähmte und Erfahrne gehen mit dem Kruge oft zum Brunnen; zerbrechen sie ihn aber, so weinen und klagen sie; denn die Peitsche jagt ihnen große Furcht ein. Haben sie gestohlen, und werden auf der That ertappt, so schreyen sie schon, bevor man sie abstraft; sind sie aber unbemerkt geblieben, so gehen sie übermüthig und sicher einher und werden nur frecher, je mehr und je öfters sie erwischen.

Wahre Virtuosen sind die Affen im Gesichter schneiden, und zeigen sich stolz auf ihre Unfläthereyen und Garstigkeiten. Sie durchsuchen jeden Gegenstand, der ihnen fremd ist, wollen immer Neues erfahren, und sehen die wichtigste Sache für ein Spielzeug an. Sie freuen sich

ob dem Spiegel und zerschlagen ihn. Sie raufen Aehren ab und werfen sie weg. Den Vögeln rupfen sie die Federn aus, Pferde schnellen sie beym Zaum und ziehen die Hunde bey den Schwänzen herum. Paviane bieten jedem die Hand; faßt man diese an, so kratzen sie. Können sie einem Vorbeygehenden die Manschete wegreißen oder in die Haare fahren, so ergötzt es sie sehr. Sie selber aber vertragen keinen Spaß; lacht man, so werden sie rasend, blecken die Zähne, strecken den Hals, krümmen den Rücken, und kehren sich um. Wenn man ihr Gitter klopft, erbosen sie und schlagen auf die Finger dar; doch eben so schnell haschen sie nach der Mandel oder dem Zuckerbrod das man ihnen bietet; denn gute Bissen verschmähen sie nie und naschen beständig. Sie sonnen ihren Pelz und legen sich gern an das Feuer; mögen aber kein Holz zulegen. Zur Arbeit und zum Gehorsam führt sie nur die Peitsche.

Und so bringt sie ihre Habsucht, ihre Neugierde oft in die Klemme: man stellt eine Kürbisflasche hin mit Mais gefüllt, läßt ihnen diesen in die Augen spielen, und entfernt sich. Gleich ist auch ein Affe da, streckt den Arm in die Flasche, nimmt einen tüchtigen Griff voll Körner, kann die geballte Hand nicht aus der Flasche bringen, will doch nicht loslassen und wird erwischt. Auch haben sich viele in fremden und gepichten Stiefeln gefangen, oder sich selber die Augen mit Leimwasser zugekleistert.

Unter den Affen thut sich einer besonders hervor, ein ungeschwänzter, es ist der Siamang oder Brüllaffe von Sumatra. Er wohnt in Wäldern, und nährt sich meist von Früchten. Manchmal zieht er unruhig umher, und öfters wieder sieht man ihn zusammengekauert sitzen, den Kopf niedergebückt, als im tiefen Nachdenken versunken, und als träumt' er von seiner Herrschaft und Größe. Plötzlich hebt er dann das Haupt empor und gluckert und stottert wie ein Truthahn; läßt es hierauf wieder sinken und verfällt in seine frühern Träumereyen. Wann aber der Morgen anbricht, dann widerhallt seine Stimme in dem Wald, man vernimmt sie weit hin außer demselben. Er sperrt dabey das Maul weit auf, verzerrt das Gesicht, bewegt seine langen Arme, bückt sich vor- und rückwärts, wendet sich hin und her. Und viele sind es, die zusammen schreyen in betäubender, furchtbarer Beredtsamkeit. Dem Gebildeten, welcher hinausgegangen, sich zu freuen an dem Reichthum der Natur, an Pracht und Düften der Blumen und dem Gesang der Vögel, gällt betäubend, unerträglich das Gebrüll dieser Affen in die Ohren, und er wünscht sich in seine Heimath zurück. Den Malayen dagegen ist sein Geschrey ein Zeichen, auf welches hin sie mechanisch sich erheben; auch glauben sie, der Anführer sey unverwundbar und nicht zu erreichen. Aber wie schamlos und frech seine Declamationen, so scheu und zaghaft ist er. Sein feines Gehör warnt ihn vor Gefahr; er zieht sich ins

Dunkel zurück. Trifft er unverhofft auf einen Gegner, so stellt er sich mit ausgesperrten Armen vor; weiß sich aber nicht zu wehren, schlägt gar unbeholfen drein, und versteht keinem Streiche auszuweichen. Wird er getroffen, so schreyt er laut, gebehrdet sich jammervoll und deckt die Wunde mit der Hand zu. So wild er thut, so leicht wird er zahm; weiß aber nichts von Erkenntlichkeit, und stiehlt, wo er immer kann.

Der Siamang hat das Gesicht, die Ohren und die Zähne eines Menschen; unter den buschigen Braunen starren seine Augen hervor; das weite Maul ist immer aufgesperrt; die etwas breite, lange Nase hat große, seitliche Oeffnungen; die krummen, kurzen Füße machen ihn zum Cavalier geschickt; dagegen ist er ein schlechter Gänger, fürchtet immer zu fallen, streckt die langen Arme vor, und sucht mit seinen gewandten Fingern sich an allem zu halten. So hilft er sich vorwärts, reißt die Aeste an sich und schwingt sich auf fruchttragende Bäume, schwingt sich von einem zum andern; denn gar gerne sitzt er auf grünem Zweige. Sein Haar ist dunkel und glänzend. Unter dem Kinn ist er nackt; am dicken Halse findet sich der Blasebalg für seine Reden, die Vorrathskammer seiner Gelehrsamkeit.

Die Colibri.

In der Tiefe der Erde ruh'n im stillen Dunkel Edelsteine und Erze. So wie aber der Bergmann die Gewölbe aufschließt und der erste Schimmer seiner Lampe die Nacht durchbricht, da glänzen die Wände, mit bunten Strahlen, ihm entgegen; alles ist lebendig geworden, hat mit einem Blicke Glanz und Farbe erhalten, und aus der Tiefe scheint ein glühender Morgen anzubrechen. — Ueber die Gipfel des Gebirges gießt die Sonne ihren Glanz aus, zu den Thälern, zu den verborgnen Schluchten schickt sie ihre erweckenden Strahlen; da gehen die Crystalle, die Edelsteine als Blüthen auf, mit erneuerter Pracht. Der Schmetterling wieget sich über ihnen, es ist ein Wurm, der sich die Blumenblätter als Flügel hat angethan. Da funkelt das Gefieder der Vögel; sie sind wieder Erze und Crystalle, die frisch aufleuchten. Sie erhellen des Waldes Dunkel und brechen in süßen Liedern, wie mit Silberglocken, seine Stille.

Und vor allen erglänzen die Colibri, die aus Gold- und Silberbechern der Blumen trinken, und auf lichten Pfaden der Lüfte wandeln. Lebendige Edelsteine sind sie, mit dem Glanz der Metalle, mit der Klarheit der Rubinen, der Saphire, mit dem Feuer der Topase. Sonnenstrahlen spielen in Farben auf ihren Schwingen und

gehen über ihrer glühenden Brust auf, wie Sterne aus dem Abendroth. Die Colibri schweben über den Blumen, wie helle, zitternde Flämmchen; schwirren durch die Schatten, und wie geschwungene Kohlen ziehen sie eine feurige Bahn. Die Blumen selber scheinen mit ihnen zu spielen, sie in die Höhe zu schleudern, mit den Kelchen wieder aufzufangen, einander sich zuzuwerfen. Die Lilie erbleichet neben dem Schmuck ihrer Farben, die Granaten erlöschen. Und wie sie ihr Gefieder sträuben, verwandelt sich ihr Gold, als ob es geschmolzen würde, in glänzendes Grün, ihre Purpurgluth in dunkles Blau. Nur Licht und Gesang scheinen sie zu seyn, Strahlen der Sonne in einem Netze von Nerven und Adern gefangen. Es sind die Strahlen ihres Lebens, welche hervorbrechen und über Brust und Schwingen fließen. Und zu diesem Schmucke haben sie auch alle Waffen, sich zu wehren, alle Sinne, sich durch das Leben zu finden, erhalten. Aus dem Farbenschmelz sticht ihr schwarzes kleines Auge hervor, dessen Blick zum Grund der Blumen dringt, den Weg durch das Labyrinth der Spinngewebe weiset, und den Feind schon in der Ferne erspähet. Sie haben die Röhrenzunge den Honig zu schlürfen. Die schmalen, langen Flügel schwirren und summen mit ihnen in den Lüften; sie setzen sich mit kurzen, schwachen Füßen auf die Blätter, hängen sich im Schlafe sicher an die Zweige fest. Den langen Schnabel, spitz wie eine Nadel, fürchten ihre Feinde.

Auch die Colibri, diese zarten Wesen, haben ihre Leidenschaften, Muth und List, ihren Jähzorn, ihre Eifersucht, und Liebe. Sie durchsuchen die Blumen, und zerstückeln sie muthwillig, wenn sie keinen Honig mehr finden. Sie händeln in der Luft mit einander, sträuben die Federn, und zerreißen sich ihr schmuckes Gewand. Sie wagen sich durch das Netz der Spinne, ihr die gefangenen Fliegen zu rauben und schwingen sich wieder hoch zu der Palme empor. Das kleine Vögelchen nimmt seinen Baum in Besitz, wird zornig, wenn ein anderes nahet, schießt gegen größere los, hängt sich an sie an, fliegt auf ihnen davon und neckt sie mit dem spitzen Schnäbelchen. — Aber zu dem Zorne schickt sich auch seine kleine Eitelkeit; es sonnt seine besternte Brust, putzt und ordnet das glänzende Gefieder, das doch kein Stäubchen verunreinigt, und immer blank und rein bleibt wie das Gold. Es baut sich das Nestchen wie eine Nußschale, mit Baumwolle dicht gefüttert, mit Moos umkleidet. Aus den kleinen Eiern kommen die Jungen hervor, wie Goldlevkoyen aus den Knospen brechen, wie Crystalle anschießen aus dem Wasser, und im Wachsen Funken werfen; so erglimmen und spielen ihre Farben. Sie schlürfen den Honig aus dem Schnabel der Eltern, und werden von diesen muthig vertheidigt, bis sie dem Neste sich entschwingen. Da spielen auch sie mit den Blumen, lassen ihre leisen Lieder ertönen, umtanzen schwebend, wie Mücken ein Licht, das Silbernez der Spinnen; doch wie

flink und behende sie auch den Fäden ausweichen, die ruhende Spinne wirft sich aus ihrem Verstecke, zur rechten Zeit und mörderisch auf sie dar; denn auch hier unterliegt die leichtsinnige Unschuld der lauernden Arglist, die alle Schritte abmißt.

Die Kanarienvögel.

Diese Publizisten eigener Art — „Was? das schöne, niedliche Vögelchen, aus dem Geschlechte der Finken, den Schreyern beyzuzählen!" Eben sind sie Schreyer und Ruhestörer! — „Nein, das ist unverschämt! wähle zur Vergleichung eher den Putter oder die Nachteule." — Nur Geduld! Putter und Nachteule sind bereits schon in unserm Thiergarten installirt, und nun keine Unterbrechung weiter! — Also, die Kanarienvögel sind Trompeter und Leyermänner von Profession. Woher sie stammen, weiß man eigentlich gar nicht mit Gewißheit; doch sind sie jetzt überall verbreitet, und durchschreyen die Welt, obgleich sie selten nur ins Freye gelangen, und die ärgsten Stubensitzer sind. Drum ist ihr Schnabel besonders stark. Sie erscheinen in allerley Tracht, und besitzen vor lauter Kultur oft keine bestimmte Farbe mehr; sind grau, grün, gefleckt und oft von Neid und Schmähsucht ganz gelb gefärbt und mit rothen, am radicalen Fieber entzündeten, Augen. Mit der Farbe haben sie auch ihren eigenthümlichen Gesang verloren. Sie nehmen bald den des eiteln Stieglitz an, bald den des Zeisigs, ja sogar das einfältige Geschwätz des Sperlings, und fast möchte man glauben, sie hätten mit den Leimfinken einen Lob- und Gratulationsvertrag ab-

geschlossen, weil sie gegenseitig ihre Lieder singen. Nur eines ist ihnen eigenthümlich geblieben, das schmetternde Trompeten: Tertäng! Tertäng! Sind gar mehrere beysammen, so ist es kaum auszuhalten; sie überschreyen einander und schimpfen ärger, wie die gelbschnäbelige Appenzellerkrähe. Ja! sie gebehrden sich so hochmüthig und blähen sich auf, daß man glaubt, sie wollen närrisch werden; hat man doch Beyspiele, daß sie, in ihrer Jast, wirklich der Schlag getroffen und von dem Sedel herunterstürzten, besonders in der Heckzeit. — Aber auch in andern Künsten sind sie erfahren, wirklich affenartig: sie lernen sogar schießen, schreiben wie sich's von selbst versteht. Dann können sie wieder sich ganz unschuldig, ja sogar todt stellen.

Sie sind so launisch und charakterlos, wie man sich nur irgend ein Thierchen denken mag, bald freundlich, bald zänkisch, bald kalt, bald hitzig, mürrisch und heiter, und wenn sie heute einen Vogel schnäbeln, so fallen sie ihn morgen an. Sie paaren sich mit Zeisig und Stiglitz, mit Bergfink und Girliz, machen sich mit dem einfältigen Gimpel und dem schlechten Spatz gemein, wenn diese nur freundlich thun.

Jahr aus Jahr ein hört man ihr Pfeifen, ja sogar, wiewohl etwas schwächer, während dem Mausern; besonders schreyen diejenigen, welche das Dunkel versteckt, und einer allein kann in vielen Stimmen sich hören lassen, daß man glauben sollte, es seyen Meister und

Schüler beysammen. — Sie sind sehr hitzig, und haben sie nur ein Tannenreis im Besitz, so thun sie gleich, als wären sie Herren über einen ganzen Wald. Dann gibt man ihnen Papierabschnitzel und Federn, das tragen sie zu Neste und sitzen mitten drin, immer lärmend, bis tief in die Nacht hinein. Eins ist ihnen aber unentbehrlich, vieles Trinken und viele Körner; darauf scheint ihr ganzes Streben gerichtet.

Es giebt auch in der Schweiz Lehrvereine, worin solche Pfeifer auferzogen werden; doch haben einige bey zu vielen und wechselnden Azelmännern und schlechter Besorgung die Darre bekommen, und sind zu Grunde gegangen. — Sie zerstören aus Eifersucht andern Vögeln gerne die Nester. Man füttert die Jungen mit gemeinen Dingen, giebt ihnen gehackte Eier, Milch, Salat ohne Salz und ohne Essig, und orgelt ihnen regelmäßig, sechs bis acht mal des Tages, ein Lied vor. Kaum sind die Jungen flück, so pfeifen sie schon und übertreffen darin bald die Alten; dann kutschirt man sie in der Welt umher, und setzt sie hie und da einzeln ab.

Die Kanarienvögel sind übrigens vielen Krankheiten unterworfen, bekommen zuweilen den Pips, wobey sie ganz stumm und dumm werden; die Darre, eine Art Goldader, von eingeschlossener Lebensart herrührend; dann thut man wohl, ihnen die Bürzeldrüse etwas zu ritzen; auch werden sie sehr von Ungeziefer geplagt, wogegen

Tabak Dienste leisten soll. — Dieß ist meine Naturgeschichte der Kanarienvögel.

„Freund, das ist ein wenig arg, und die Vögel könnten dich auspfeifen.“ — Nichts weniger als arg, ich habe sie noch über Gebühr gelobt, und ich halt' es mit ihnen wie mit den Waschweibern, geh' ich an einem Waschhause vorbey, so vergesse ich nie, den Hut zu lüpfen und um ein gnädiges Urtheil zu bitten.

Die Wandervögel.

Die Alpen erheben sich wie Zinnen der Tempel über die Wälle des Jura. Sie stehen in den Stürmen fest; sie glänzen ob der Nacht.

Und tausend Scharen werden herangelockt, und wandern über Meere und Länder, über Thäler und Höhen; vom hohen Norden diese, jene aus Süden heran. Reiher durchziehen mit Sturmes Eile die Länder; sie strecken gemächlich die Füße aus und legen den Kopf auf die Schulter, als ob sie schliefen; so ruhen sie zugleich, während dem sie fliegen. Doch die lockt nicht der Berge Glanz, nicht des Waldes Heiligthum; sie lassen sich hernieder, wo immer ein Teich, ein Bach ihnen Genuß verspricht. Sie schreiten stolz und vornehm einher und leben auf hohem Fuße, und tragen das bunte, wechselnde Modegewand. Als Gastronomen reisen sie, und wissen fischreiche Orte wohl zu finden. Ihr langer Schnabel ist das Besteck, womit sie die Forellen und Aeschen erwischen. Viele unter ihnen gehen im grauen Gewand, und leben, dem Schein nach, fromm wie die Quäker; deren haben sich am Thunersee eingenistet. Traurige Gestalten sind es, einsylbig, wie von Splen geplagt, und schrecken vor jedem Wetter auf. Doch sieht man sie schwärmen in mondhellen Nächten, man hört sie

schreyen, und Karpfen und Forellen nehmen sie schon zum Frühstück ein. — Die Rohrdommel durchwatet tiefe Sümpfe, steckt im Schilf, und führt ein siedlerisches Leben. Still in sich gekehrt, scheint sie bald die Sterne zu betrachten, bald mit gesenktem Schnabel Buße zu thun; aber plötzlich streckt sie ihn nach Fischen aus. Strandläufer wandern einzeln, viel zu Fuß, ruhen bey übler Witterung und bleiben in den Ebenen. Der Kibitz, mit niederm Kopf und hängendem Federbusch, wankt daher wie ein Schiffskapitän, und lavirt um die Weiher. Auch gar Vornehme gesellen sich dazu: der Flamnigo mit gestrecktem Hals, mit der Adlernase, dem steifen Gang, und mit rothem Rock; dann ihr Gnaden, die Löffelgans im rosenrothen und weißen Gewande; sie löffelt in allen Sümpfen; der glänzende Purpurreiher, mit bunt geschmückter Brust; der Silberreiher, in weißer Staatsuniform, den fliegenden Federn und den rothen Beinkleidern. Zuweilen verirrt sich auch der Pelikan in die Thäler der Schweiz, träg und schläfrig setzt er sich ans Wasser, und weithin erschallt sein Geschrey; er füllt seinen Sack an und fliegt wieder der Heimath zu.

Dann pilgert aus Schwaben das Heer der Schnepfen heran, einer hinter dem andern. Es sind gemeine und dumme Naturen, wandern viel zu Fuß oder fliegen mit gelegenem Winde; während sie pilgern, schnattern sie von Zeit zu Zeit, durchstreifen Wiesen und Wälder, nehmen immer denselben Weg, suchen Würmer zusammen,

durchwühlen den Schlamm und wagen sich tiefer ins Gebirge.

Was haben sie alle gesehen, die im Flug das Land durchreisen und deren Blicke auf den Boden gerichtet? Sie erlaben sich nicht an der Ströme Glanz, nicht am Grün der Thäler, nicht an der Pracht der Seen und den erleuchteten Alpen. Ihnen ist des Wassers nicht genug, und die Sümpfe sind ihnen zu klein.

Aber unter den Wanderern erblickt man auch Singvögelein, und manche häusliche Schwalbe kommt aus reichen Gefilden und nähert sich traulich der Hütte, sich anzusiedeln, und zwitschert ihr Lied. Finken und Drosseln fliegen herbey, erfreuen sich am frischen Quell, im stillen Walde. Lerchen steigen in die Lüfte auf und preisen den Himmel. Und Fluhvögel ziehen hin zu den Tempeln der Alpen. Sie alle feyern da, mit jedem Jahre, das Fest der Auferstehung, sie freuen sich in ihren Liedern, und ihre Lieder sind alle Lobgesänge dem Herrn! — Und haben sie frischen Muth zum freyen Schwung durch die Lüfte erhalten, dann kehren sie wieder ihrer Heimath zu.

Der Pfefferfresser.

Schlicht und einfach, in schwarzem Kleide, gehen die Raben einher. Sie begleiten den Landmann, wenn er pflügt; sie verfolgen die räuberischen Eulen und warnen vor denselben; sie bringen Manchem, der ins Verderben gerathen, Rettung. Man spricht viel von ihrer Wachsamkeit und Gelehrigkeit; doch schwazen sie eben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Den Raben verwandt, obgleich nicht weiser, ist der Pfefferfresser; doch meint er wohl, er sey von höherer Sendung. Er setzt sich wenig auf niedere Bäume und lebt auf Palmen, wo ihm der Specht eine Wohnung ausgehöhlt hat. Auch zählt man ihn zu den Klettervögeln, und er weiß sich auf hohem Sitz fest zu halten. Er trägt ein schwarzes Gewand; doch außer diesem zieren seine Brust, wie ein Schild Aarons, Purpur und Gold. Sein Schnabel ist so weit und lang wie eine Bischofsmütze und mit goldnen oder silbernen Borten geschmückt. Der ganze Vogel könnte sich darunter verstecken. Statt der Zunge hat er — eine Feder. Seines gewaltigen Schnabels und seiner Kralle ungeachtet, glauben ihn viele sehr nüchtern und als nähre er sich nur von Pfefferkörnern. Doch der Gefürchtete, der Heilige ist eben ein Vogel, wie andere auch, nur

versteht er einige Künste und Schwänke. Er läßt sich wohl sein auf seiner Pfründe, erlabt sich an den Früchten, und rührt keine Pfefferkörner an, und wenn er Fleisch bekommen kann, wirft er auch die Früchte weg. Wagt er sich aber mit seinem großen, gezähnten Schnabel, mit seinem Klauenfuße, gegen den Adler? nein; nicht ein Huhn greift er an, es sey denn ein Junges. Aber kleine Sänger packt er, legt sie zu seinen Füßen, und rupft ihnen die Federn aus; er zerbricht ihnen die Knochen, ballt sie zusammen, zerlegt und zerstückelt sie gar gewandt und wie nach Vorschrift; läßt auch weder Kralle noch Schnabel von ihnen übrig. — Auf das Fressen verwendet er viel Zeit, wirft auch wohl den Bissen in die Höhe, als wollt er andere Vögel damit locken; fängt ihn aber selber wieder mit seiner Schnabelmütze auf. Dabey macht er allerley Ceremonien, zittert mit den Flügeln, und rasselt und kollert zugleich, wie ein Bauchredner. Hat er Tafel gehalten, dann putzt er sich den Schnabel säuberlich; man weiß nicht was er verzehrt hat. Nun sitzt er auf seinem Zweige und wiederkaut die verschlungenen Bissen. Also thut er gar oft, und zu allen Stunden des Tages.

So leicht sein Schnabel, ist er ihm dennoch am freyen Fluge hinderlich, und zieht ihm den Kopf herab; drum flattert er schlecht und geht auch nicht zum besten. Sein Gesang ist fast ein Krähen und Pfeifen, und wenn er predigt, was öfters geschieht, dann setzt er sich hoch

über die andern Vögel, übt allerley Gebehrdenspiel, breitet die Flügel aus, senkt das Haupt, schwenkt es hin und her und kratzt sich am Schnabel. Er predigt lange und einer schlummernden Gemeine. Ist er müde, und drückt auch ihn der Schlaf, so schlägt er den Schweif über den Rücken, wendet den Kopf zur Seite, legt den großen Schnabel aufs Kleid, und steckt nun tief in den Federn, bis ihn die Sonne wieder weckt.

---

s'Rotbrüsteli.

Sehnd! wer kennt das Vögeli, es düfelsnätts! das mer is Hus gfloge ischt? — „Das chönt es Turteli si." — O, nei! es schnäbelet zwor, doch duet's nid chlage wi Turteli. — „Isch's öppen e Nachtigal?" — B'hüetis Gott! das sind jo verliebte, trurede Witwene! „Es Kanarivögeli isch's doch au nid, die sind gäl!" — Apa! und denn händ si jo allewil d'Schnäbel offe und regiere wi d'Generäl in ihre Ehefene! — „Es Zisigli wieder nid, das ischt gar es itels, zimperligs Ding; au keis Grasmüggli, die schlüfe dur Schtube und Hääg, und chläfele gar viel. Es gwunderfizigs Mäusi uf käi Fal, die händ z'schpizigi Schnäbel, zangge de ganze Däg und düend enand d'Hube verzausle, daß e Gattig het. Isch's öppe=n=es Schwälmeli? —" O! wit e wäg! händ die jo gar bräiti Müler und mache z'große Usflüg. — Es Husthierli das isch's gwüß, käis Wältvögeli, das gsend mer; es g'hört ämel nid zu de glitzerige Staare, die nume z'Wisite flüge, und nid zu de Ischvögel, die allewil buzt und ufgmuzt sind, au gönd die z'viel am Wasser schpatziere, wo's ebe z'fische git.

Gälet! es het's keine errothe, es Rothbrüsteli isch es; gsehnd er's denn nid? me söt's doch kenne a sim dunkle Chläidli, und fürige Brustlätzli, dem süferlige

Fürtüchli, und a de brune, liechte Bantöfflene! Es fründlichs Thierli; zwor es Bizli gschwäzig, doch das sind jo alle Vögeli. Mängs Büebli het em noh g'schstellt mit Gärndlene und Limruethe; aber es isch z'witzig gsi und het si nid lo foh, und dänket nume, im Wimonet, a me ne ruche Dag isch's mer i d'Schtube z'flüge cho; halb verfrore. d'Wärme het em herrlich wohl tho; denn es ischt nid lang gange, so het's es Eili gha, und s'Vögeli ischt luschtig usgfloge. — Z'erscht, ehnis is Hus gwönt ha, isch's scho halb zahm gsi, aber allewil e paar Schritt vo mer blibe; binem nöhcher cho, so ischs wäggfloge, aber nit wit, as wenn's mi nume wet locke. Jetzt isch's nümme schüch, begleitet mi Schritt für Schritt. Weni am Tisch sitze, so mäint's, es müeß a miner Site si, denn bickt's mer mängs guets Bitzli vom Däller ewäg. Es wüscht und wetzet s'Schnäbeli a mer; dräiht's Chöpfli und luegt mi mit sine schwarze, glänzige Aeuglene a, so fründlich, as wenn's i mi vernaret wär; au fohts mer Mugge und Müggli ewäg! Am Morge isch's z'erscht wach im Hus, und regiert de ganze Dag uf Lib und Läbe; z'Obig singt's noh alles i Schlof; bsonders schön singt's z'Hustage; z'Nacht fädlet es si näbe mi. — Es isch scho mänge Winter verbi, sit dem's mer zuegfloge ischt, s'Läufterli wär offe, s'chönt use wenn's wett, es begärt's nid, s'isch em lang wohl bi mer. — I denk au i wells b'halte! —

Der Kuckuk.

Auf dem Gipfel der höchsten Tanne sitzt einer und überschreyt den ganzen Wald, er überschreyt die Krähen und die Staaren. Er scheint den Spatzen, den Würgern und Falken Freyheit zu predigen, den Nachtigallen und Lerchen den Frühling zu verkünden, die Pracht und Herrlichkeit desselben zu preisen. Gar eifrig gestikulirt er dazu, und muß wähnen, alles horche gespannt seiner Rede; denn nicht bis zu ihm dringt das Kikkern der kleinern Vögel, und vor seinem eignen Sing-Sang vernimmt er die Stimmen der Sproßer, der Finken und der Lerchen nicht.

Aber mehr noch, als ein großer Redner, mehr noch, als ein begeisterter Sänger, ein Krieger und Held ist er. Er fliegt über Wald und Haide, und manche Grasmücke versteckt sich unter das Laub, manche Wachtel duckt sich nieder, breitet über ihre Jungen die Flügel aus, dreht das Köpfchen und schaut ängstlich empor zu dem Gewaltigen. Das Mäuschen springt hastig über die Stoppeln der unterirdischen Wohnung zu, und läßt in seiner Angst das geraubte Korn fallen. Ist es ein Sperber, der allen den Krieg erklärt hat? Stürzt er sich auf Eulen, auf Marder und reinigt das Gau von diesen Tyrannen? — Ach nein! Seht! der Mächtige

steigt herab von seinem hohen Sitze, und besucht die niedere Hütte einer Grasmücke. Alle Furcht ist vorüber, so wie man ihn näher kennt. Wie freundlich wird er bewillkommt, welche Ehre so einen großen Herrn zum Freunde zu haben! Wie gnädig, wie herablassend, wie vertraut thut er nicht! Er setzt sich gar aufs Nest und — läßt ein Ei zurück. — Aha! ist's so gemeint? Der Sänger, der Redner und Held ist nur ein einfältiger Renomist, ein ganz gewöhnlicher Kukuk, der sogar vor einem Schmierlein die Flucht ergreift. Allerdings trägt er das Gewand des Sperbers und hat auch dessen Flug, als säß' er auf dem schnellsten Renner. Doch ist er etwas taumlig und arbeitet sich, so groß er ist, mit den Flügelarmen eben eher wie ein Schneidervogel, als wie ein gewandter und eingeübter Reiter vorwärts. Nun laß dich näher betrachten, du Apparter! Nein! das ist kein Sperberauge, es fehlt ihm das Feuer. Und der Schnabel, der gehört ja schier ins Hühnergeschlecht, die Zunge ist fast so fleischig wie beym Papagey, aber ganz platt, und Füße und Klauen noch schwächer als bey einer Elster; wiewohl die Finger gewandte Wendezehen sind. Ja, da juckts, da steckt der Held. — Und was ist denn der langen Rede kurzer Sinn? Kuckuk! Kuckuk! und immer Kuckuk! seinen eignen Namen ruft er aus und dazwischen wird etwas unrein geschnurrt und gefistelt.

Wohl merkt man's ihm an, daß er nicht gehörig

unter väterlicher Zucht gestanden, und schlechte Schule besucht haben muß; stammt er doch aus dem Neste des Rohrschirfs oder gar eines Zaunkönigs. Datirt sich etwa daher sein Adel, sein Muth, seine Beredsamkeit? Wie ist er in die kleine, fremde Hütte gekommen? wie in dieser so groß geworden? — Das ist fast ein Räthsel. Er wird von dem fremden Vogel ausgebrütet, und kaum ist er aus seinem kleinen Ey hervorgekrochen, so sperrt er schon den Schnabel auf, läßt sich füttern und pflegen; drängt, wenn er noch blind ist, mit dem breiten Hintern seine Stiefbrüderchen aus dem Neste, um besser Platz zu nehmen. Er schreyt ohne Aufhören, brandschatzt ungestüm Erzieher und Vormund, die ihm nicht genug zuschleppen können, wird dick und grob und groß. Verläßt er endlich das Nest, kann stehen, setzt sich auf einen Ast, und lärmt; so eilen die Nachbarn herbey, begaffen das Wunderkind, als finden sie es den Eltern so ähnlich, als sey es, schön gewachsen und betrage sich gar manierlich. Sie bringen ihm vielerley mit: der einen Schmetterling, jener eine Mücke, ein Würmchen. Der Verwöhnte nascht von Allem und schreyt über Alles.

Ist er nun aufgewachsen, so streicht er sich davon, behütet seine Eltern nicht und nicht die Nachbarn, und läßt weiter nichts mehr von sich sehen noch hören. Er macht sich auf ins Weite, und treibt es eben nicht am Schönsten, besucht bald dieses, bald jenes Nestchen, das des Ammers und das der Lerche, alle acht Tage

ein neues; kehrt beym Kernbeißer ein, bey der Bachstelze, und statt zu zahlen, zu danken, schiebt er jedem ein Ey unter, und keines gleicht dem andern.

Sein Gefieder wechselt er häufig. Sein Ruf erschallt nur bis die Erndte erschienen; auch ist er ein Zugvogel; gefällt es ihm nicht mehr an einem Orte, so reis't er, bey Nacht in fernes, fremdes Gau, weiß da gleich Bescheid, und hält es für sein Vaterland. Es geschieht indessen, bey wirren Zeiten, daß er sich verrechnet und verspätet; alsdann von der Welt Abschied nimmt, und Zuflucht in einem hohlen Baume oder in zerfallenen Mauern sucht. Wohl schlägt er noch zuweilen, bey hellem Mondschein und Sternenlicht, ungeduldig mit den Flügeln, springt in die Höhe und sperrt den Schnabel auf; allein er altert und die Kräfte fehlen ihm sich wieder in die Lüfte zu schwingen. Wie mag es ihm zuletzt ergehen? Ach traurig genug! Da sitzt der Held und Sprecher, von seinen frühern Bekannten verachtet, niedergeschlagen und halb erfroren, die Federn zerknickt und zerrauft. Er kaut an den Stummeln, kann nichts mehr singen, nichts mehr reden, vergißt am Ende sogar seinen eigenen Namen, und wird dumm; nur boshaft und gefräßig bleibt er noch bis ans Ende seiner Tage.

Von dem Kuckuk gibt es mehrere Arten; über denjenigen, welcher sich bey uns gemein macht, haben wir so eben getreulich berichtet. Man trifft aber auch einen an, der gar zierliches, goldgrünes Fräcklein trägt, über-

all einkehrt, und hoffärtig sich gebehrdet. Ein Anderer zeichnet sich aus durch seinen langen Schweif und größeren Schnabel; er wird vom gemeinen Volke gar Piaya, das heißt der Teufel, genannt und nirgends gerne gelitten, denn er hat sich in bösen Ruf gebracht. Wieder ein Anderer trägt schwarzes Kleid, hat aber dennoch einen rothen, versoffenen Schnabel. Auch ist der Honigkukuk, ebenfalls ein Fremder, nicht zu übersehen, er gleicht auf den ersten Blick einem ganz gemeinen Spatzen, ist indessen etwas musikalischer, wird gleichsam als Spion und Weibel gebraucht; er verräth nämlich den Buschhottentoten und den Ratteln (einer Art Dachs) die Wohnungen der Bienen, indem er selber zu feig ist anzugreifen, und in Demuth wartet, daß ihm etwas Honig, als Belohnung, zu Theil werde.

Das Rennthier.

Stolz schreitet der Hirsch einher, und trägt hoch sein zackiges Geweih; doch wird er dessen mit jedem Frühjahr überdrüssig und stößt es wüthend gegen die Bäume; da wächst ihm ein neues, größeres, er wird nur stolzer, und mürrischer. Untauglich zur Arbeit, durchstreift er die Waldung, und tritt verwüstend in die offenen Felder.

Der Verwandte des Hirschen, das Rennthier, dagegen, ist ein Beschützer des Menschen, und hat sich ihm zugleich geduldig und treu als Knecht ergeben. Um den Nordpol, wo der Winter in langen Nächten seine Herrschaft geltend macht, hat es dem Menschen ein Vaterland gegeben. Da schreckt ihn nicht der klingende Frost, nicht der umhüllende Nebel und keine Orkane vertreiben ihn. Es hat dem Polarbewohner aus seiner Armuth aufgeholfen, es hat ihm Bahn gebrochen in unermeßliche Waldungen, über kahle Höhen, zu den Küsten des Eismeers ihn geleitet. Mit dem Besitz der Herde wird der Knecht zum Herrn und auch das Land ihm Eigenthum, auf dem sie weidet. Er zieht mit dem Rennthier fort, es trägt ihn und sein Zelt. Er schlägt dieses bey frischer Weide auf, und gewinnt eine neue Heimath.

Der Winter ist die Jahreszeit des Rennthiers, dieser hält es wach und munter, stärkt seine Glieder, stählt

seine Schnellkraft. Der Frost fühlt nicht sein warmes Blut; Schnee und Eis hemmen seine Schritte nicht. Es wittert die Flechte, seine Nahrung, unter tiefem Schnee, findet die Knospen in den Wäldern, wann ihm diese mangelt.

Das Rennthier hat die Gestalt des Hirschen: schlank und nervig sind seine Glieder, kräftig der Leib, gestreckt der Hals, fein das Haupt, das Auge klar und groß. Es trägt ein leichtes, rundes Geweih, mit vielen Zacken, die in breite Schaufeln enden; auch das Weibchen hat diese Waffe, welche ihm zugleich ein Werkzeug geworden, womit es den Schnee hinwegscharrt. Auf seinen breiten, klappernden Hufen fliegt es wie ein Pfeil davon. Ein dichter, dunkler Pelz sichert es gegen den Frost; Brust und Hals beschützt ein langer Bart.

In zahlreichen Herden streift es frey umher, in Sibiriens Einöden, in Grönlands Feldern, in schauerlichen, kahlen Ländern Nordamerikas. Es hat seine bekannten Wege, und wandert auf diesen mit jedem Frühjahr zu dem Gestade des Polarmeers, wo es geboren wurde. Da hat es andere Wesen hingelockt, und mit diesen auch seine Feinde. Es hat gegen den Bären, gegen den Wolf sich zu erwehren, trifft jenen mit dem Geweih, schlägt diesen mit dem Huf, daß er betäubt zusammen sinkt. Doch sein ärgster Feind, der es von dem Meere hinweg in die Wälder verfolgt, ist eine Dassel, die summend über dasselbe fliegt. Es kennt sie, es weicht ihr

ängstlich aus, bald blitzschnell schießt es fort, lenkt wieder zur Seite; immer über ihm die Dassel. Da läßt sie ein Ey ihm auf den Rücken fallen und entflieht. Eine Larve kriecht aus dem Ey hervor; die bohrt sich in die Haut des Rennthiers, und es ist unter Qualen, sie zu ernähren gezwungen; sie puppt sich ein, und aus der Puppe fliegt, seine Feindin, die Dassel, wieder auf.

Und der Mensch, dem es ein Vaterland erworben, dem es alle Kräfte opfert, den es mit Sturmes Schnelle, über unwegsame Ebenen zieht, ihm folgt auf Ruf und Wink, zu dem es vertrauungsvoll sich gesellt, ihn ernährt mit fetter Milch; — er macht es nicht besser wie die kleine Feindin; das Rennthier sinkt auch ihm zum Opfer. Er trinkt sein Blut, er ißt sein Fleisch; sein Fell muß ihn vor dem Froste schützen, seine Knochen, seine Hufe sind ihm Trinkgeschirre. Das Rennthier muß selber seine Feinde in unwirthbare Länder locken; es, des Menschen treuer Diener, muß fallen, damit dieser bestehen, sich erheben könne.

Der Wiedehopf.

Ergebenster Diener, ergebenster Diener, Herr Wiedehopf! Ei trifft man euch denn auch einmal unter den gemeinen Vögeln an? Macht ihr euch doch sonst gar selten. Gibt es etwa Krieg, daß ihr euch sehen, und euern schauerlichen Feldruf ertönen lasset? — Wie er sich so tief, fast bis zur Erde verneigt, die Arme hängen läßt und seinen Federhut schwenkt, und rückwärts schreitet, dann wieder stille steht. Und so gar hoffärtig geht der Herr einher, und mit hochadelichem Anstand. Wie leicht, wie schön gebogen ist sein langer Schnabel! freylich die Stirn etwas niedrig, und der Blick gleicht dem des Schnepfen. Doch um so schöner steht ihm der Federhut und zierlich sein bebändertes Gewand, von neuester, hellbrauner Modefarb. So ist er wie ein Hofmann gekleidet, kommt mit jedem Frühling, und geht als Kuckuks Lakei, diesem voran. Und wie dieser macht er viel Geschrey, wann er kommt und wieder geht. Gar eifrig, gar geschäftig, als ob er dem Kuckuk Quartier bestelle, durchstreift er zu Fuß die Wälder und Anger, geht einsam in Gärten spazieren, auf Wiesen und Aecker, zu Landhäusern und Bauernhütten. Der Herr Bediente durchstöbert jeden Kehrigt, scharrt mit den kurzen Füßen, wendet jedes Blatt um, nimmt gleich in den Schnabel

was ihm behagt, und zugleich ist er immer zu allerley Schnurren und Possen aufgeräumt. Er bettet sich überall, in alten Mauern und in modrigem Holze, bald hoch, bald niedrig, und, wie sein Herr, auch gerne in fremdem Neste. Herr und Diener sind im Lande wohl bekannt; man hält sie für muthig, dennoch ist keiner von beyden ein Held, und der Flug des Wiedehopfs geht leise und schwankend. Läßt sich ein Sperber sehen, so erschrickt er gar sehr, duckt sich auf die Erde nieder, breitet sein Flügelgewand rings um sich aus, legt den Kopf auf den Rücken, und schaut ängstlich und verstohlen in die Höhe. So vornehm auch der Herr Wiedehopf sich dünken mag, und auf Andere etwas stolz herabschaut, besucht er doch verrufene Orte. Wie sieht es denn in seiner Wirthschaft aus? — Da liegen seine Kinder, gar armselig, auf faulem Teppiche von Stroh und wenigen Federn, aber tief im Unrath. Wohl lernen sie vom Alten vornehm thun, und unterthänig zugleich, lernen Complimente machen und vielerley Künste, doch ist auch an ihnen nichts wie Federn, und noch dazu bleiben sie ihr ganzes Leben hindurch in üblem Geruche.

Die Singdrossel.

Der Baum, ein offenes Haus, bietet allen seinen Bewohnern Schutz. Reichlich ist aufgetischt; die Schatten sind duftig und kühl. Die Sänger fliegen herbey; ihre Lieder steigen, wie muntere Vögelein zum Blauen empor, und flattern durch das Dunkel des Waldes. Und herein schaut der Himmel mit dem freundlichen Blicke.

Eine Drossel hat sich zwischen die Aeste gebettet, hat ihr Lager sorgfältig geflochten, mit Federn gepolstert, und vor dem Winde die Fugen verwahrt. Eifrig recken die Jungen ihre gelben Schnäbel, schon dringen aus den Spuhlen die Federn hervor, und schon erheben sie ihre Stimme; bald wachsen jene zu Schwingen und diese verherrlichet sich im Gesang. Jetzt fliegt die Mutter herbey; sie sitzt auf dem Aste ab, hüpft und flattert zu den Jungen, deckt sie, schier ängstlich, mit den Flügeln, dreht das Köpfchen und blickt, mit ihrem braunen, frommen Auge, zum Himmel auf.

Und ich liege still unter den Blumen und lausche auf jede Bewegung, auf jeden Blick der kleinen Sängerin; da fallen Regentropfen rieselnd ins Laub. Eine Wolke jagt vorüber, die Stimmen des Waldes verstummen; kein Vögelein durchfliegt die Luft. Rascher jagt die Wolke, schlägt die schwarzen Flügel, und plötzlich wie

ein Adler seine Krallen auf die Beute, wirft sie den Blitz zur Erde nieder. Ihre Stimme erschüttert den Wald. Der Regen rauscht, die Bäume schütteln ihn von den Blättern ab. Da blickt die Sonne wieder mit freundlichem Strahl ins glänzende Laub. Es erwachen einzelne Stimmen, eine antwortend der andern. Die Drossel springt munter vom Neste, schüttelt die braunen, die glänzenden Fittige, und putzt ihr gesprenkeltes Kleid. Sie wetzt den leicht gebogenen Schnabel an den Aesten, schaut sich um und flattert von Zweig zu Zweig; fliegt auf Auen, und hüpft unter Blumen und Gras, fliegt in die Büsche, und mit der Beere im Schnabel wieder zu Neste. Ihr Gespiele sitzt auf dem Gipfel des Baumes; andere kommen herbey geflogen, sie grüßen, sie necken sich und ihr Gesang durchschallt wie ein Festgeläute den Wald; immer munterer, immer klingender. Schon dunkelt es; da ist die Drossel wieder bey ihren Jungen; sie befriedigt die kleinen Schwäzer, und hält sie warm unter ihren Flügeln.

Und wenn der Sturm im Herbst die Waldung schüttelt, sind sie erwachsen, ihre Flügel erstarkt. Da fliegen sie mit der Mutter in ferne Länder. Es wird still im Walde; auf die Zweige setzt sich der Schnee, und deckt die leeren Bäume und die Blumen bis der Frühling in seinem Morgenroth über Berg und Thäler aufgeht, und das Grün hervorlockt. Da bringt auch die Drossel ihre Kinder mit, die haben in wärmern Lüften, unter hellern

Blumen Lieder gelernt. Sie vertraut dem alten Hause wieder. Der Himmel hat sie nicht vergessen und nimmt sie überall in seinen Schutz, und mit junger Liebe segnet er die Heimgekehrten, und in ihnen die erwachende Brut.

Der Gimpel.

Im schwarzen Rock und langer Scharlachweste, sitzt der Vogel stattlich auf dem Sedel da, wie ein Capellmeister auf seinem Catheter. Obgleich er wohl beleibt und dick sein Kopf ist, hüpft er doch ungeduldig hin und her, tritt wieder auf seinen Sedel und schaut sich um, ob die Zuhörer, und Bewunderer sich versammelt haben. Da schwenkt er im Takte hin und her das Haupt, öffnet den dicken Schnabel, beginnt die Strophe einer Arie zu flöten; setzt ab und fängt von Neuem an, als wollt' er die Aufmerksamkeit fesseln. Nun wagt er es endlich das Lied zu vollenden. So rein, so rührend und schmelzend ist sein Vortrag, und selbstgefällig über seine Arbeit, kommt immer wieder ein Da Capo, Da Capo. Himmlisch schön, ruft alles aus; so ganz nach Mozart. Aber horch, die Variationen dazwischen! Wie klirren die Läufer, wie schwirren und schweben die Triller, einer Lerche in den Lüften gleich. — Etwas hart scheint es mir, und nicht ganz harmonisch; doch originell. Wie, was kommt da? — das Schmettern des Kanarienvogels, das Tüten und Zirpen des Ammers, das Gepfiff des Spatzen? — So, so, nun kenn ich den Herrn; es ist der Gimpel, der dem Finken nachsingt wie dem Rohrsperling. Er hat seine Compositionen von der Zurzacher-

messe her, und gibt sie nun für die seinigen aus; doch ist nur das Klirren ihm eigen.

Kaum hatt' er sein schlechtes Nest verlassen, und sich aus dichtem, düstern Gebüsche herausgewagt; so hielt ihn die Leimruthe fest. Er ist bald kirre geworden, und hat für jedes Lied Hanf und Beeren in Fülle erhalten. Drum nascht er auch was ihm behagt, zerknackt die Kerne, und wirft das Fleisch auf die Seite. Das Lernen gieng ihm wohl etwas hart und langsam; doch ist sein Gedächtniß gut, und eifrig saß er ob seinen Studien. Ein halbes Jahr ist er in die Schule gegangen, gibt sich nun für einen vollendeten Meister aus, und läßt ein Lied nach dem andern hören. Er ist so zärtlich, so eifrig, küßt die Hand seines Gönners, und thut willig, was man von ihm verlangt. Gar brauchbar ist er geworden, im Sprechen und in allerley Künsten gewandt; weiß durch Pfeifen und Locken auch andere Gimpel ins Garn zu bringen, und heißt nebenbey ein Genie.

Der Schnidervogel.

Es ist e Meister, de viel hundert Handwerch tribt, und mängs tusig Gselle het; jedes Handwerch verstoht er us em Fundement. Sine Gselle alle duet er selber lehre, und si mache ihre Sach, just wi n'ers ha will, do fählt e keis Nödeli dra; drum git er au jedem Bhusig und Brodt, wi sis g'hört; nid en einzige chunt bi'nem z'churz; au ischt em noh käine drus g'loffe. — Vor em Meister de gröscht Reschpäckt; aber mit mängem vo sine Gselle han-i-mi scho lustig gmacht: Do ischt der Sidewurm, de fini, glänzigi Fäde zieht, denn wider s'Schpinnli, das scho wibt, sitdem d'Wält stoht; s'Wäschpi e Bapirmacher, de lang vor den Egiptier g'fabriziert het; s'Imbi e Zuckerbeck, de überall umenand reist, noh witer as d'Engadiner, und dem noh käine d'Gonfitüre noh g'macht het. Denn sind wieder d'Finkli do, die so nätti Chörbli flächte; d'Schpächt, verständige Waldvögt, die jedi wurmschtichigi Danne kenne, und si mit ihre Schnäblene azeichne; der Adler en usgmachte Schütz, wis käine git am Zürisee; der Ibis, as me seit, sogar e Dokder, Trotz dem Micheli vo Längnau. Churz', es nähm e keis End, wenn-i si alle ufführe wetti. Nume von eim will i n'ech öppis zelle, wenn-er lose wänd: es ischt e Schnider, der

durribischt, gschicktischt, flinggischt, de noh uf de Scheilene g'schtande ischt! Bi eus ischt er ebe nid deheim, verstoht au nit dütsch; si Meischter het ne wit hinder d'Türgei tho, i Oschtindie ine; dert stricht er ohne Wanderbüechli umenand, und sitzt uf e me Baumblatt uf der Stöhr; denn er ischt wit'us der liechtischt von alle Schnidere, di'es numme git uf der Wält, er wigt juschtement so mängs Gran, as der aller, allerschwärscht funscht Pfund wäge chönt, nämlich nünzgi. Uebriges ischt er, wohrschinlech für si z'rekomediere, allewyl gar süberlech agläit, trät gäli churzi Hösli und Westli und es melierts Fräckli, wi der hoffärtigscht chäiserlich Brinz; au macht er gar mänge Servitör, und wenn er goht, so nimmt er luter chlini Sätzli, und schlängeret sine chrumme Ellbögleni, as wenn er es Päckli Chleider underem Arm hätt. Sis Handwerchzüg het er allewil bin'em, s'Schnäbeli ischt si Schäär und ischt sie Nodle und sis Bügelise, und wohrschinli goht er uf den Ellstäcke, ämel sini Bäi sind, wi sis für ne rächte Schnider schickt, ungwadet. Wo nimmt er ächt s'Duech und Nödlig här? — He! i denk, wo jede andere Schnider, er list halt d'Blätter zäme, die uf em Bode lige, seie si chli oder groß, er weiß si z'bruche; dorus macht er si nid öppe nume es Chläidli, nei bhüetis Gott! es ganzes Hus näiht er si us settige Bläzlene zäme, und me mues noh gnoht luege, wem'es merke will. Das Hus hänkt er denn z'usserscht ame ne Baumblatt uf;

denn er ischt, wie me wohl denke cha, unter alle dapfere Schnidere doch de gröscht Förchtibutz. — Het er denn alles süberle zäme gnäiht, so ischt er mit azogne Beinlene rächt versäße uf sine Bläzlene, regiert as wie ne Zunftmeischter, zieht drey bis vier chlini Schniderli uf und pfift ne sini luschtige Liedli vor, vom Morge früeh bis spoth i d'Nacht, und brucht e käis bärtigs Rößli zum usrite, denn jedes Lüftli duet ne ritiseile mit sammt siner Familie und sim Hüsli.

Pinguine, oder Fettgänse.

Dem Pinguin fehlen die Flügel sich frey in die Lüfte zu schwingen und gegen Stürme zu kämpfen. Das Wasser ist sein Element, in dem er sich tummelt. Am Lande rüstet er sich zu Feldzügen. Auf kurzen Beinen ruht sein gewölbter, langer Leib; er läßt die Arme zu den Seiten gerade herunterhangen; trägt hoch das Haupt, die Brust heraus. Knapp liegt ihm sein Kleid an, und ist wohl gepolstert, daß jeder Schuß abprellt. Ein blauer Rock schließt sich an weiße Weste und Beinkleider. Und von Kopf bis zu Füßen ist er immer glatt und glänzend, und kein Wasser netzt sein Kleid. Er schaut stets wohlgefällig auf dasselbe hinab, und ob es von keinem Flecken beschmutzt sey; putzt und glättet es immerfort. Einer ist gekleidet wie der andere, doch zeigen mehrere auf dem Kopf einen Federbusch. Die Hauptwaffe aller ist ein gerader, langer Schnabel, der eine scharfe Spitze trägt.

Immer sieht man viele dieser Pinguine beysammen; mit gleichmäßigem Schritte geht einer hinter dem andern aufrecht, wie wohl etwas watschelnd einher. So bilden sie lange Züge, auf Wegen, welche sie durchs hohe Gras sich gebahnt haben. Auch campieren sie am Gestade, zu vielen tausenden, in dichten Reihen geschart,

und keiner tritt ungestraft bey der Fronte vorüber. Nur wenn sie die Kleider wechseln, gehen sie auseinander, und kommen erst in neuer, glänzender Uniform wieder zusammen. Wer da in zerrissenem und beflecktem Kleide erscheint, wird mit Schlägen empfangen.

Der Schiffer welcher die südlichen Meere durchsegelt, der schaut diese Pinguine, in Reihen und Gassen aufgestellt, durch den Nebel hindurch, für eingeübte Soldaten an. Er vernimmt von Ferne ihren furchtbaren Kriegslärm, und hört sie auf ihren Wegen traben. Sie haben die Malouinen in Besitz, und betritt man ihr Land, so wackeln sie mit den Köpfen rechts und wackeln links, schwenken ihre Schnabelwaffe und schießen gegen den Frechen los, der es wagt ihnen nahe zu kommen. Sie rufen sich einander zu und ermuthigen sich. Leicht sind aber diese gemusterten Krähwinkler zu Paaren getrieben, und in die Flucht geschlagen. Greift man sie an, so suchen sie unter furchtbarem Tumulte ihre gewundenen Pfade, stolpern übereinander, in wilder Verwirrung, fallen auf die Arme, gehen auf allen Vieren, erheben sich wieder, wackeln weiter, indem sie mit den Armen um sich schlagen, und verstecken sich im hohen Schilf. Da trifft man sie, wie an der Katzbach, mit Knütteln auf die Köpfe, denn so giebt es am Meisten aus. Sie fallen links und rechts, in ganzen Scharen hin. Man liest sie zusammen und nimmt ihre Eyer dazu, auf denen sie wie auf Habersäcken sitzen.

Diejenigen aber, welche ins Wasser gesprungen, sind gerettet; denn sie reiten geschickt auf den Wellen. Eingetaucht bis an den Hals, schwimmen sie mit ihren Armen vorwärts, und schnellen sich in Sprüngen über dasselbe. Schießt man auf sie, so prellen die Schrote von ihrem dichten Kleide ab. Zu Zeiten stechen sie weit in die See hinaus. Junge Rekruten, die sich nicht wagen, werden durch die Alten von den Klippen ins Wasser geworfen. Haben sie ihren Streifzug vollendet, so kehren sie ans Land zu ihrem frühern Paradeplatz zurück.

Gefangene ergeben sich in ihr Schicksal, und lassen sich leicht engagieren ihrem Herrn zu folgen.

Das Goldhähnchen.

Eine goldene Krone trägt auf dem Haupt das kleine Vögelein, im Herzen immer frischen Muth. Mit dem schwarzen Auge durchschaut es alles, seine dunkeln Flügel tragen es überall hin, und der spitze, gerade Schnabel ist ihm Waffe. Sein Reich ist ein Baum, sein Thron ein kleines Nestchen, aus zarter Pflanzenwolle geflochten, mit Moos umhüllt, auf den äußersten Spitzen der Zweige ruhend. Es erwacht auf seinem Baume so wie die Sonne über die Berge hervortritt. Da hebt es an zu singen, und auf den grünen Zweigen zu hüpfen. Immer munter spielt es, und hängt sich an die Zweige mit den schwachen Füßchen. In Gesellschaft der Meise umtanzt es den Baum, steigt flink hinauf zum Gipfel, läßt sich fallen, hält sich schwebend unter den Aesten. Immer zwitschernd, immer ämsig, schnappt es die Mücken und die Käferchen weg; löst die Saamen geschickt aus ihren Hülsen. Die Waldung ist seine Welt, es kennt nur diese, die reichen Fluren draußen, das helle Grün, die glänzenden Ströme, ein offener Himmel, mit den lockenden Sternen, bleiben ihm fremd.

Aber das kleine, im Dunkel wohnende, Vögelein ist ein Prophet, es weissagt das Reich des Frühlings. Da wird ihm seine Welt zu eng, es schwingt sich auf mit

dem Muth eines Adlers und über den Wald, über Hügel und Thäler, über Nebel und brausende Wogen. Die Sterne ziehen ob ihm hin, die Stürme, die Wolken mit ihm. Es fliegt voll Sehnsucht, fort und fort, hat nicht Rast, nicht Ruhe, bis es den Frühling gefunden und verkündet hat. Die Eisberge flüchten auf den Meeren hinweg, und zerschällen am Felsengestade; das Grün durchbricht den Schnee. Der kleine Sänger erhebt seine Stimme; die Blumen scheinen von seinen Liedern zu erwachen, die Düfte aufzufliegen, und der Himmel umfängt heiter und offen eine neue Welt.

D'Aegerschte.

„Was hani welle säge, Bäsi, s'Finkli's händ doch das Johr e schlächti Rischte zoge, und s'Wätter het ne's verroset; s'isch au z'begrife, sie verstöhnd au gar nüt vo der Hushaltig, singe nume de ganze Tag, s'Hus uf s'Hus ab, und mäine domit sei Alles tho; s'nimmt eine numme Wunder, wie sie b'schtoh chönne, und nid scho lang z'Grund gange sind. Apropo! i ha denn d'Rätschete, s'grob räiti; ihr chömet doch au zuemer, chomer es Bitzli cho hälfe?" Nume derige Sache isch mer ghöri allewyl, weni bi me ne Baum verbi goh, uf dem es Baar Aegerschte hocke, as eb si enand vo nüt anderem s'zelle wüßte. Au düend si denn gscheniert, wenn si mi g'sehnd, und näme si es Bitzli i-n-Acht, verschteke si hinder d'Blätter, und wie zwüsche Schalusiläde güggeli si füre. Aber s'Schwätze chönne si nid lo blibe. Z'wor verschtonis ebe nid dütlich, doch merk i gar wohl us ihrem Chüschele, daß si über mi loszlehnd. Gsehnd' er dert goht er! er het s'Bei broche, er duhret mi; es gschehht em aber Rächt, worum rönnt er so is Blind ine!" Nu! i lo si goh as eb i si nid g'seihi und nid g'hörti, und dänke für mi: schwätzet nume! — Und so muß-e-n-andere auch mache, sind's jo Aegerschte, und überal dofür bekannt, daß si ehrliche Vögel us-

mache und allewyl es G'schwätz verfüehre. Sunscht wäre's ebe nid so ungatliche Vögeli, und we me si vo Witem gseht, so meint me, se seie Dübli, und das vo de Fromme; denn glatt sind ihre Hube und schwarz und wiß schint ihres Röckli, u no gar altmödisch mit ere lange Schleppe; d'Chlaue aber mahne ebe meh a d'Chräie als a d'Dübleni, au d'Schnäbel, und ihre baar Hörli drum, verrothe sie bald. Göhnd si über d'Schtroß, so lüpfe si allewyl d'Schleppe, damit si käi Schlegel mache, gumpe um e nand und läse jedes Blätzli us, düend gar zimperlig und wädele lings und wädele rächts, nicke mit de Chöpfe allebot, und luge wieder uf und überal gar schüch und gar gwunderig hi. Sitze si uf eme Ascht, so händ si wieder allewyl am Röckli z'weg z'richte, und i=n=ihrem Näschthöck sind si erscht rächt gnischtig und g'schwäzig wie n=i=me ne Erker binenand.

Wenn si au no so fromm schine, so säit me doch, si hebe die glänzige Sache gärn, Silber und no lieber d'Gold und glitzerigi Ring. Und wo si öppis e so erwütsche chönne, düend si's verschteke und sammles zäme, gänd nüt dervo us, und schwige still, wenn e=n=andere dofür g'hänkt wird. Au sölle si gar guenig sie, nasche gärn, und vo=n=allem und finde si es guets Bitzli, so b'halte si's uf. Drum nüschteri si au i=n=allem, i jedem Ghüderchratte, und sind zängisch, wi's alle Schwätzer sind. Es git's au, daß sie jungi Vögel verzausle und ne d'Näschter durwüele.

Sunscht seit me wieder, es seye gar g'lehrti Vögel und verschteue nid nume ei Schproch, sonder lehre gar liecht noh andere; schwätze denn durenand, bald Aegerschtedütsch, bald französisch, so daß es eine Wunder nimmt, wi si nume enand verschtoh chönne.

Sälte gseht me nume eini älei, allewil flüge es Paar zäme us, und wenn si enand au mit de Schnäble bicke, händ si bald wieder Friede g'macht und göhnt schpaziere um Dorf und Schtatt; doch gseht mes ebe nid gärn, wenn si eim z'viel und z'unverhoft über de Weg ziehnd, es bedütet öppis Ungschickts. So säit mes ämel und i glaubes.

D'Murmelthierli.

Höch obe, wo d'Sunne durs blau Fänschter ineluegt, und d'Bächli ufweckt, die gar munter us ihre chrischtallene Bettli schpringe, und d'Schtäge ab und vors Hus i die grüene Gärte, isch wäger Mänge s'Dischli deckt und s'Bettli g'wermt. Und zuene use chlädere d'Blüemli über Schtäi und Schtaffle, zu ne abe blinzle d'Schtärnli gar fründlech, und Blüemli und Schtärne bringe=ne Troscht und Fräud, und d'Felswand öfnet si, und git ene B'husig. I mäine d'Murmelthierli, die zwüsche Schutt und Schtäi und Blueme ihres Häimet händ.

Läbe si nid gar munter und z'fride dert obe? Händ si nid alles, was si nume bruche? D'Morge und d'Obige sind chüel, au Summerszit, drum schtecke si allewyl bis über d'Ohre i=m=ene wite, langhörige Belzrock. Bruche si Wärchzüg zum Grabe, so händ si a de Döplene vorne vier Schüfeli; wi wäidli grabe si do nid s'Hüsli us, wüsche d'Gäng und d'Schtube gar süberli. Bruche si=n=e Sichle fürs Gras und d'Chrüter z'mäie, so händ si ihri lange g'wetzte Zähnli. Und groß sind ihre Auge, scharf und fin isch s'Ghör und no finer d'Nase, wenn si scho=n=e Scharte het, selb het nüt z'bedüte; merke si doch de Jäger bi Zite, eb er düßeli hinder de Felse, oder eb er tief unde über de Gletscher

geühi, oder obe uf em schteinige Groth. Aber schtattlich schtoht ne der Schnurrbart, und die höche Augsbraue, und a=n=ihre fäiße Bagge merkt me's wohl, daß si ebe nid Mangel lide. Ueber all das händ sie Verschdand und List; drum grife si alles gar fin a. Si schtelle=n=ihre Wacht us, und merkt die öppe de Geyer über de Wulke, so pfift si, und hurtig gänd die andere Antwort, und packe si hurtig i=n ihre sicheri Beschtig. Au sind si gar glehrig für allerley Chünscht.

Und was füehre si do obe nid für=n=es luschdig's Läbe! händ volluf allewyl, wo d'Wildhäuer und d'Gäise chum meh öppis finde. Früeh sind si am Morge, sitze uf d'Schtäi und unter d'Blueme, und luege ganz i Betrachtig versunke, wie d'Sunne ihres Liecht i guldige Bäche über s'Js abe schickt; denn güggele die Junge fürre usem änge Dührli, löhnt si use alsgmach, und schpringe im Alpechlee und under de Schtärneblume, de ganze Tag, as eb si allewyl Suntig hätte. Und wird s'Wätter wunderlich und ulidig, so löhnd si's chute und schmähle und s'isch ne lang wohl i=n=ihrem Hüttli.

So goht's furt die ganze Zit, bis der Augschte chunt, denn mäihe si s'Gras ab, düre's und träg'es is Winterhus, und schüttle ihres Bett uf. Und wenn der Thau im Ryf etschloft, und z'Mittag erscht i lebändige Tröpflene us de Blüemli rünnt, und ab de Blettlene, denn dänke sie: jetzt isch's au Zit mit eus. Si göhnt i=n=ihres Winterquartier, und vermuhre Dühr mit Erde und Heu,

daß käis Lüftli cha ine cho. Do faschte si no vierzähe Dag lang, as eb sie wette Bueß dueh; si chugle si gar noch zäme, getroscht und unbekümmert ob allem, was cho möcht. Der Winter wirft über si e warmi, flumigi Decki. Sie liege bi nenand, schtif und chalt, esse nüt und rode si nid, schnufe blösli, und s'Härzli schloht n'e chum. Me chönt si use neh, me chönt' ne s'Wässer i Lib schtosse, se gschbührtes nid; se liege im chüele Grab, und wohl versorgt wi=n=im Mueterlib. Der Winter chunt schtränger und schtränger: Wulke jage finster und grusig dur d'Schluchte, löhnt si abe uf ihres Hus; d'Schtürm rüttle d'Bärge, und schüttle Is und Schtäi is Dahl wie Bletter vo de Bäume; si wüße von allem nüt. D'Lawine donneret über si, s'isch as eb si sibe Chlofter tief underem Meerbode lege. Und der Jäger goht verbi, si ghöre der Schnee vo sine Dritte nid gihre. Aber wie gut der Herbscht si verbirgt, der Winter si deckt; der Früehlig findet si und weckt si uf. Und duhr und duhr luegt d'Sunne, lüpft ne Decki ab ihrem Grab, und s'ischt, as eb si ne rüefti: „chömet füre, s'isch dischet und s'Döscheniere parat." Si ghöres, si erwarme, schnarchle und schtrecke si, und noh halb im Schlof finde si de Wäg dur de finschtere Gang und mache Dühr uf. Do luegt ne der Morge rächt früsch und fründlich i d'Auge, und sischne, se seie erscht gescheder is Bett, und hebe=n=gueti rüehigi Nacht gha.

Seh, möchtischt nid au gärn so=nes Murmelthierli si?

Die Spatzen.

Nicht jedem Vogel sind Lust und Muth gegeben, fremde Länder zu durchziehen; nur wenige freuen sich an Blumen und Düften und wissen sich im Gesange zu erheben; aber um so mehr finden sich der Glücklichen, die da leben in reichen Gefilden und die hochstudirt im Sammeln und Feinzüngler im Naschen sind. Unerschöpflich ist ihre Prosa, worin sie predigen von den Höhen herab, in der sie auf den Straßen verkehren. Welcher Vogel mißt sich hierin mit dem Sperling, dem unscheinbaren aber pfiffigen Verwandten des Finken?

Kaum hat der Sperling das Nest verlassen, und ist sein Schnabel noch gelb umsäumt, so umflattert er auch schon die Häuser und streift in Garten und Feld, sein Schnabel ruht nimmer, und wenn er seine Weisheit nicht in weitläufiger Geschwätzigkeit kund thut, hat er sicher ein Korn damit gefaßt. Alles was ihm Nutzen bringt, zieht er zu Ehren, und hat eben seinen Spatzenblick auf alles gerichtet. Kein Korn entgeht ihm; er findet es im frisch besäeten Feld wie im ausgedroschenen Stroh. Er nimmt die erste reife Kirsche vom Baum, und auch die letzte bleibt ihm nicht versteckt. Dabey ist er noch ein Näscher, ißt keine Traube ganz, sondern flattert von einer zur andern, und pickt immer

nur die reifsten Beeren weg; auch hat er die sonderbaren Gelüste der Austern- und Schnepfenesser, liebt Raupen und Maykäfer; je mehr er bekömmt, um so lieber ist es ihm. Zuckererbsen schmecken ihm am besten, wann sie anfangen ihre Hülse zu spannen, und sind die Getreidekörner noch milchig, dann reißt er schon den Halm zu Boden und schält sie aus. Wenn man glaubt, er sey noch so müßig, ist er dennoch auf seinen Vortheil bedacht; an den Straßen paßt er auf, ob sich etwas für ihn darbiete; bey Hühnerhöfen und Taubenschlägen ist er parat, achtet was aufgetragen wird, und setzt sich ungebeten zu Tische.

Schon junge Sperlinge sind frech, aber noch etwas unvorsichtig im Stehlen und gerathen leicht in die Falle. Alte dagegen sind klug geworden und nicht leicht zu berücken. So ein Erfahrner weiß gar wohl, daß Stehlen nicht erlaubt ist. Auch das schönste Korn, welches neben der Schlinge liegt, läßt er unberührt; auf Leimruthen setzt er sich nicht, und Netze sind ihm besonders verhaßt; er meidet sie von Ferne. Will man einen Stein gegen ihn aufheben, fliegt er weg, so wie man sich bückt. Nur das Schrot erreicht ihn, und sitzt er in seiner Zunft, so streckt ein Schuß ihn wohl mit einem Dutzend seiner Brüder zu Boden. An Gespenster hat er wenig Glauben, er hüpft pfeifend und naschend dem Popanz auf die Schultern; denn wo er sich gesichert weiß, ist er gar keck, nimmt was ihm beliebt, zischt andere, ehrliche

Vögel dazu noch aus, und schilt sie: Dieb, Dieb! Seiner Scheu ungeachtet, ist er so zudringlich wie ein Jude, und jagt man ihn zehnmal, so kommt er zum eilftenmale wieder. Zum Singen ist ihm der Schnabel nicht gewachsen; dafür ist dieser kurz und spitz, beym Zerbeißen der Körner geschickt. Der Sperling ist etwas plump und dickköpfig, Flügel und Schwanz sind kurz, drum versteigt er sich nie hoch in die Lüfte, flattert aber schnell; er beschmutzt sich auch auf dem Boden nicht, so kurz seine Füße sind, und so oft er auch Düngerhaufen und Pfützen besucht.

Aller Schliche ist er kundig, und kein Vogel versteht sich so gut wie er aufs Eyerlegen; wohl dreymal in einem Sommer setzt er sie um und fängt damit schon früh im Jahre an. Nimmt man ihm dieselben weg, so legt er zum viertenmale. Mit seinem Neste wird er fast in einem Tage fertig; es ist ökonomisch eingerichtet, warm und sicher; den Strohsack hat er dazu gestohlen, auch das Federbett darüber, er findet nicht für nöthig, sich deßhalb zu rupfen. Säuberlich und glatt ist es nicht; die Halmen stechen daraus hervor und die Federn kleben den nackten Jungen am Leibe. Vor Katzen und Falken hat er es aber sicher unter den Schutz fremder Häuser gestellt, und setzt er es ins Freye hinaus, so macht er ein besonderes Dach darüber. Um sich der Mühe des Bauens zu überheben, bezieht er auch ohne Complimente die Hütte einer Schwalbe; mag diese mit

ihm rechten und zanken, das kümmert ihn wenig; er bleibt ruhig sitzen und disputirt ihr gelehrt und eindringlich mit dem Schnabel das Recht ab. Verjagen ihn aber lose Buben und zerstören sein Nest, so baut er, wie zum Trotze, wieder an dieselbe Stelle. Er hütet sorgfältig seine Eyer, und geht die Frau zu Besuche oder spazieren ins Kornfeld, so muß der Mann zu Hause sitzen. Drum keifen sie öfters mitsammen, und wer von beyden eigentlich Meister ist, weiß man nicht.

Des Morgens früh sind die Sperlinge schon in eifrigem Verkehr unter einander begriffen, und doch leben sie in den Tag hinein; aber ihre Klugheit hilft ihnen überall durch; Sorge drückt sie nie. Der stärkste Frost schadet ihnen nichts; sie halten sich still und enge zusammen, streiten sich um den besten Platz, und jeder sucht in die Mitte zu kommen. Dabey blasen sie ihre Federn auf, decken sich damit bis zu den Füßen; ziehen den Kopf zwischen die Schultern, daß nur Schnabel und Auge aus dem Federpelze hervorstehen. In der Erndte gehen sie aufs Feld, im Winter besuchen sie die Kornböden und Scheunen, sehen durch die Klimsen und kriechen in alle Löcher. Ochsen nehmen sie das Futter vor dem Maule weg; auch setzen sie sich an die Fenster und schauen den Leuten unverschämt ins Zimmer hinein, stellen sich verlassen und nehmen, wenn sie auch nicht hungrig sind, das Brod, welches man ihnen hinlegt; zuweilen kommen sie in die Stuben, wenn sie ihre Leute kennen, und thun gar zutraulich.

Die Spatzen sind in der ganzen Welt verbreitet, wo Körner zu gewinnen sind; denn auf diese ist ihre Speculation gerichtet. Mit der Cultur verbreiten sie sich immer mehr, bis in die Steppen Sibiriens, und siedeln sich in Dörfern und Städten an.

Mit andern Vögeln leben sie verträglich; der einfältige Ammer mit seinem vergoldeten Kleide spaziert unter ihnen, und mit Kanarienvogel und Feldspatz haben sie Gemeinschaft; Falken dagegen wissen sie geschickt zu entgehen; Eulen werden von ihnen am Tage verfolgt. So ist kein Leben glücklicher als Spatzenleben, ohne Sorgen, kerngesund und immer bey gutem Appetit; nur wenn dieser gar zu sehr befriedigt wird, kommt etwa im Alter das Podagra.

Der Ibis.

In Gedanken, in Träume versunken, steht der Ibis da. Er hält das bloße Haupt gesenkt; er deckt mit dem Flügel den langen, gebogenen Schnabel. Nackt und hager sind seine Beine, nur spärlich der Leib bedeckt, mit zerrissenem Gewande. Wie ein Heiliger steht er, wie ein Fakir, der das Gelübde der Armuth und der Mäßigkeit abgelegt hat. Er wandelte einst sicher in den Städten Egyptens, wurde in Tempeln auferzogen und schritt langsam und sinnend durch ihre Hallen. Immer auf das Wohl des Vaterlandes bedacht, verließ er es nie. Mit Gewalt entführt, trank er nicht und aß nicht, und erlitt lieber den Hungertod. Er hielt das Ungeziefer von den Grenzen ab, gieng den Schlangen entgegen und vernichtete sie. Der Heilige lebte in ewiger Reinheit, seine Jungen kamen ihm aus dem Schnabel, er leitete ihre Entwickelung nach den Gestirnen. Es wandelte Merkur, ein Gott, in des Ibis Gestalt. Er unterrichtete die Menschen in hoher Kunst und Wissenschaft. Drum ward er auch als Gott verehrt und unantastbar. Der Tod erreichte den, der sich an ihm vergriff. Von seinen Thaten sprechen die Hieroglyphen; sein Bildniß ist das Wappen der alten Egyptier. In Urnen einbalsamirt ruht er in den Gräbern der Könige, in den Gewölben von Theben und Sakara.

Und was ist aus diesem Heiligen geworden? Aus Egypten ist er gewichen und nicht verhungert; er lebt in Abyssinien und Aethiopien. Bekehrt er dort auf seiner Mission die Ungläubigen? Nein! aber zu den Sümpfen watet er, und zu den Ufern des Nils und des Senegals. Dort nistet er, legt Eyer und brütet wie andere Vögel auch; setzt sich auf Bäume und schaut trübsinnig und hungrig in die Wellen. Dort vertilgt er die Schlangen, Frösche und Schnecken, weil es ihm Freude macht; aber auch Fische frißt er, die schmackhaftesten am liebsten und zu allen Stunden des Tages und auch bey Nacht, und wo er sie erwischen kann; drum zählt man den Scheinheiligen heutigen Tages zu Schlucker und Nimmersatt.

Der Bär.

Aus seinem langen Winterschlaf erwacht der Bär, streckt sich und brummt, weil ihn die Frühlingssonne schon so bald in seinen Träumen stört. Abgemagert tritt er aus seiner entlegenen Höhle hervor, und sieht sich zunächst für ein gutes Frühstück um. Er schleppt sich langsam und schwerfällig durch die finstere Waldung; seine breiten Tatzen haben sich gehäutet, und jeder Schritt kommt ihm sauer vor. Den finstern Blick wirft er ins Gebüsch, ob nicht ein Reh zu erspähen, oder ein Hase. Er horcht auf das Summen der Bienen und sehnt sich nach dem Honig; achtet auf den Lauf der Ameisen, deren Säure seinen Gaumen besonders kitzelt; schnüfelt zugleich am Boden, nach schmackhaften Kräutern, nimmt aber am Ende mit Gras und Wurzeln vorlieb, wenn er nichts Besseres findet. Kaum vermag ein guter Fang seine mürrische Stimmung etwas zu erheitern, und nur gegen die Bärin erweist er sich freundlich, eben auch nach seiner Weise.

Zur düstern Gemüthsart des Bären schickt sich sein Körperbau: er ist kurzbeinig und plumpen Leibes, steckt Sommer und Winter, in dichter, zotiger Wildschur. Sein Hals ist dick, breit der Kopf, die Stirne platt; aber die Schnauze vorgestreckt. Stark sind Gebiß und

die Klauen seiner Tatzen. Das kleine, schiefe Auge zeigt einen mißtrauischen Blick, und das aufgerichtete, kurze Ohr erspürt von Fern den Laut; die feine Nase leitet ihn auf den Fang. Der Künste treibt er mancherley, geht oft aufrecht, doch wackelnd; klettert geschickt auf Bäume, versucht, ob sie ihn wohl tragen, reißt mit den Tatzen die Aeste an sich, mit den Zähnen pflückt er die Früchte. Ist er aber satt, so läßt er sich am Stamme herunter rutschen und kommt sicher wieder auf die Füße. Genießt der Bär von Jugend auf das Glück einer guten Erziehung, so bringt er es weit in schönen Künsten; er tanzt nach dem Schlag der Trommel, und nach der Pfeife den Menuett, in abgemessenem Schritte; reitet sein Steckenpferd, setzt mit Anstand den Hut auf; macht Bücklinge und streckt seinem Tanzmeister dankend die Pfote dar. Alles dieß thut er indessen unter beständigem Brummen; allein Maulkorb und Stock verbieten ihm den Gelüsten zu folgen, und die Kette hält fortwährend seine Aufmerksamkeit gespannt. Im Bärengraben schreitet er auf und nieder; wie ein Landvogt auf den Thron, setzt er sich zuweilen auf die Tanne und schaut zu den Umstehenden hinab. Wirft man ihm eine Abgabe in Natura hin, seyen es Aepfel oder Brodt, er weiß sie geschickt zu fangen, indem er aufrecht sitzend, den Leib hin und her wiegt und nach dem Zugeworfenen schnappt. Man hat auch schon rasierte Bären gesehen, welche tüchtige Studien gemacht, die zwar der Sprache

cultivirter Nationen unkundig, dennoch sehr höflich, und in hottentotischen Ausdrücken, philosophirten. Auf solche rasirte Bären trifft man auch hie und da; sie wollen aber als Menschen gelten und zwar als solche vom höchsten Schlage.

Der Bär scheint seiner Vorzüge sich wohl bewußt, und hält die eignen Kinder für die schönsten und artigsten. Es sind kleine, dicke Fettklumpen, und stockblind, wann sie zur Welt kommen; er leckt sie aber beständig mit seiner glatten Zunge und wälzt sie mit der Tatze hin und her. Schnell wachsen sie groß und gleichen dann vollkommen den Alten. Wie sorgfältig auch seine Erziehung seyn mag, der Bär bleibt immer gefräßig, und räuberisch; sein dumpfes, mürrisches Brüten erwächst zur blinden Wuth, wenn er nicht erreicht wornach sein Streben geht. Aus seiner Wohnung zieht er ins Feld; spähet von den Höhen hernieder, stürzt hinter dem Felsen hervor, treibt Schaafe über den Abgrund, erdrückt die Kälber und trägt sie in seinen Armen fort. Der Heerde paßt er auf, bis sie zur Weide geht, oder bricht in den Stall ein und holt sich ein Rind, wie der Fuchs ein Gänslein. Gereizt sieht er nur seinen Feind, geht ihm aufrecht entgegen, breitet die kurzen Arme aus und schlägt grob und unbeholfen drein. Fällt ihm ein Opfer, so scalpirt er es mit seinen Klauen. Wer aber unversehens dem erbosten Thiere begegnet, darf sich nur todt stellen; dann beschnufelt es ihn und wendet ihn um,

geht aber brummend weiter, ohne Leides zu thun. Das Glockengeläute mag der Bär nicht hören, es bringt ihn zur Wuth; er reißt die Schellen den Kühen vom Halse und schlägt sie breit. So grimmig er ist, wird man doch leicht seiner Herr; wer Besonnenheit behält, mag ob dem Zorne dieses Raubthieres spotten. Ein beherzter Jäger geht ihm mit dem Knüttel entgegen und trifft ihn auf die Nase, welche sein empfindlichstes Organ ist. Manche Jäger tanzen auch wohl vor ihm, reden ihn föppelnd an, bitten um Erlaubniß mit ihm kämpfen zu dürfen; denn Bärenjagd ist ergötzlich und eben so gefährlich nicht. Kleine Hunde fahren unter ihn und kitzeln mit spitzen Zähnchen sein Bauchfell; der Bär aber versteht keinen Spaß, und mag nicht lachen, er wird darob unleidig, und stellt sich aufrecht und breit an einen Baum; so trifft ihn der Jäger durch den zotigen Pelz am besten. In Polen fängt man ihn, und das ist auch schon bey uns gelungen. Man kennt die Pfade, welche er wandelt; so sehr sie auch im Dunkel sich verlieren, sind sie doch breit getreten und führen zu seinem Schlupfwinkel, und oft auch zu Honigkörben. Der Stich der Bienen dringt kaum in seine Haut, und die sich ihm ins Gesicht setzen, wischt er, so viel immer kommen mögen, mit der Tatze gröblich weg. Wohl aber ärgert ihn ein Holzklotz, den man vor die schönen Wabben aufhängt; er schiebt ihn zur Seite und will zugreifen. Dieser setzt sich aber hart neben seine große Nase; da

giebt ihm der Bär unwillig einen Schlag, der Klotz kommt aus seinem Gleichmuth und vergilt ihm die Höflichkeit. Der Bär will immer nicht nachgeben, jener auch nicht; der Kampf wird eifriger, grimmiger, bis zuletzt ein derber Schlag den Bären betäubt und von seinem Sitze herunterwirft. Statt des Klotzes richtet man ihm auch ein Bret vor den Bienenstock, worauf er sich setzt, um mit aller Muße Tafel zu halten. Ist er jedoch am besten daran und meint, jetzt hab er gewonnen Spiel; so geht das Bret los, schauckelt frey mit dem Bären in der Luft, und der Honig ist ihm vor dem Maule weg. Er schnaubt, er brummt und sieht von seinem Schwebe-Catheder wüthend hernieder; versucht wegzukommen, kann aber nimmer auf festen, sichern Ast gelangen. Da bleibt der Honigräuber ruhig sitzen, bis der Jäger naht, der ihn jubelnd bewillkommt, sich an seinem Spiel erlustigt und ihm hierauf den Fang giebt.

Naht der Winter, und stäubt der Schnee in den Wald, so schreitet der Bär seiner Höhle zu; legt sich ruhig hin, knurrt noch hie und da ein wenig, und hält dann die Tatzen vors Maul. Er trinkt nicht, frißt nicht und zehrt wie ein Rentner, dem die Zinsen ausbleiben, vom Kapital, so von dem Fette, das er den Sommer hindurch angelegt hat.

Das Kameel.

Der Morgen dämmert über der Wüste; die Karavane schreitet in langem Zuge die kahle, endlose Ebene hin, und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Ton der Pfeife. Die Kameele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kameelen zur Seite gehen die Sklaven; im schwarzen Angesicht das bleiche Auge. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der rohe, gebietende Herr des Zuges. Alles, ein buntes Gewimmel, ist in eine Wolke von Staub gehüllt. Die Sonne steigt empor; die Karavane kehrt sich ihr entgegen, begrüßt den Herrn der Schöpfung. Und höher hebt sich die Sonne, ihre Gluth strahlt herab, und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen, die Glieder ermatten; brennender Durst peinigt jeden. Kein Strom zieht die Silberwelle durch ein frisches Grün, weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heißem, schattenlosen Boden schreitet die Karavane. Käme im Sturm eine schwarze Wolke, brächen Blitze sie zusammen, es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen wär ihnen erwünscht, würd' es doch ersehntes Land verheißen. Da liegt mitten in der stillen Wüste

ein Quell, ein lebendig Begrabener, der seine leise Stimme vernehmen läßt; das Kameel hat ihn aus der Ferne schon erspürt und plötzlich gewinnt es seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge bricht ein lebender Strahl; die matten Glieder durchzuckt elektrisches Feuer. Es stellt sich die Karavane im Kreise; eifrig wird der Boden aufgescharrt und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an den Tag; und alles stürzt hin, sich zu erlaben am unverwüstlichen Lebensborn, an dem erweckenden Licht der Erde. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter, der Muth ist gestählt, die Kräfte wachsen. Man lagert sich, die Zelte werden aufgeschlagen, die Thiere gefüttert, mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen; Gespräche erheitern die Nacht; Mährchen werden erzählt; die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden. — Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kameele getränkt, so werden die Zelten abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen weichen vorüber, eine Oede verliert sich wieder in der andern, in steter Einförmigkeit. Heiße Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kameels, es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; des Nachts erwärmt es ihn. Der Chamsin wälzt seine Gluthen über die Ebene, das

Kameel ist wieder dem Menschen Schirm vor diesem Ungeheuer. Grüne Landschaft spiegelt sich in den Lüften, in der Ferne glänzt ein See. Die Oase ist erreicht! — vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es, die Landschaft vergeht, der See wird zur Steppe, über welche Salzcrystalle, statt der Quellen, ihren Glanz verbreiten. Die Wasserschläuche werden leer, die Tage heißer, lästiger, die Schritte der Karavane erlahmen. Da wirst du, o treues Thier, nochmals der Retter deines Herrn; mit deinem Blute, mit deinem Leben erkaufst du ihm das seinige. Er stößt den Dolch in dein Herz, fällt ein lechzender Tiger über dich, trinkt dein Blut, erlabt sich am Wasser deines Magens und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen.

Das Kameel ist dem Araber geboren, sein Sklave, sein Reichthum, von Abrahams Zeiten her, bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es trägt ihn zu Meckas, zu Medinas heiligen Tempeln, geleitet ihn durch die Wüste Sara's zum reichen Tombuctu, und dem glänzenden Niger. Es hat die Zeichen der Sklaverey: die behaarten Fetthöcker auf dem Rücken, Schwielen an Brust und Knie sind die Folge seiner Arbeit, so wie die Ballen seiner kleinen, gespaltenen Hufe, die es schützen vor dem heißen Sande. Eine Mißgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmuth, halb Pferd, halb Schaaf, mit gespaltner Lippe, mit kleinen, aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenem

Halse, dem Bart an Brust und Kinn, dem hagern Kreuz und kurzen Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher; geht Tage lang, schwer beladen, fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Mimose, der Disteln und stacheliges Gestrüppe sind seine Nahrung; es erlabt sich am Wasser der Cisterne und nimmt davon einen Vorrath auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischem Quell zu Theil. Sich auf den Boden zu werfen, und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet; demüthig und geduldig beugt es die Knie vor seinem Tyrannen, damit er bequem es belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folget ihm. Er nährt sich von der Milch des Kameels, er ißt sein Fleisch, und kleidet sich in seine Wolle.

Die Seehunde.

Auf ihren Bänken liegen die Seehunde, glücklich, friedlich und einer dicht neben dem andern. Mit ihren großen, runden Augen sehen sie in Schaum und Wellen und nicken ein. Laut schnarcht die große Gesellschaft; nur zuweilen erwacht einer, sieht sich um und schläft wieder ein. Sie haben sich an den Strahlen gesonnt, sich zu gütlich gethan und erholen sich nun von Strapatzen. Ihre Köpfe sind wie Kugeln, die Ohren abgeschnitten, ihre Wangen voll, dick die Hälse, und spindelrund ihr Leib. Glatt und glänzend, wie gebürstet, legt sich ihr Haar. Sie ruhen auf den kurzen Armen, und strecken die Füße aus, die halblahm sind, und wie Lappen hinten anhängen. Die langen Schnurren um dünne Lippen, geben ihnen kriegerisches Ansehen; doch thun sie ihren Muth, nur an Fischen kund. Die verschlingen sie ganz, heben den Kopf empor, und lassen sie in den Magen gleiten. Einen größern Fisch zerstückeln sie geschickt mit den Nägeln. Darin liegt ihre Kunstfertigkeit. Lachse schmecken ihnen besonders gut, und wenn sie solche erblicken, läuft ihnen schon das Wasser ins Maul. Sind frische Häringe angekommen, so führen Seehunde gar ein flottes Leben; nehmen sie ungekocht aus dem Salzwasser, und lassen weder Kopf noch Gräten übrig. Des Nachts

gehen sie jedem Lichte nach; auch lieben sie wenn Musik gemacht wird. Alles, was ihnen fremd ist, möchten sie erkunden; denn Neugierde ist auch eine ihrer Schwachheiten.

Oefters, in zahlreicher Gesellschaft versammelt, bekommen sie unter einander Händel, wobey es lärmend zugeht; sie fahren auf aus ihrem Phlegma und wüthend sich entgegen; brauchen ihre spitzen Zähne als Messer, verwunden sich heftig, und jagen einander fort. Da geschieht es wohl, daß durch den Lärm aufmerksam gemacht, Robbenfänger unter sie treten und Ruhe stiften; nun haben die Seehunde ihren Streit vergessen, heben erschrocken die Köpfe auf, und wenden sich gegen die Fremden, wenn diese zu nahe treten. Sie richten sich in die Höhe, schäumen vor Wuth, und brechen gar, was sie getrunken. Sie schlagen mit den Armen um sich; schnurren im Zorne und bellen, die Jungen winseln, und werden von den Alten aus dem Getümmel gerissen. Häufig sieht man, wie sie Thränen vergießen. Die Feinde haben leichtes Spiel mit ihnen, machen auch kurzen Prozeß, theilen Schläge aus, und treffen die Gesellen mit langen, eisenbeschlagenen Stöcken auf die Schnauzen; da taumelt links und rechts einer nach dem andern zu Boden. Ihr Fell dagegen ist dick, und auf dem Rücken spüren sie kaum den Stock. Mancher Seehund kämpft mit Muth, und sucht dem Feinde mit den Zähnen den Stock aus der Hand zu winden; gelingt

ihm dieses, so schnellt er triumphirend und spielend dem Meere zu.

Die Seehunde gehen oft in Zünften ins Wasser, machen Spazierfahrten ins Meer, und weit in die Flüsse hinauf; sie fischen und spielen lustig mit den Wellen, tauchen unter, und strecken wieder neugierig die Köpfe aus dem Wasser, und öffnen schnaubend und dampfend ihre Nasen. Des Winters rutschen sie auf dem Eise, machen Löcher in dasselbe und treiben allerley Spiele; gute Bissen erwischen sie zugleich dabey. Vor lauter Wohlleben, werden sie auch so dick und fett wie Bierwirthe; man kann sie aussieden. Je fetter, um so friedlicher sind sie. Jung können sie zu Künsten aller Art abgerichtet werden, lernen exerzieren, aufrecht stehen, den Stecken schultern und präsentiren. Sie geben ihrem Herrn die Fische, welche sie gefangen haben und folgen seinem Kahne. Die besten Freunde der Seehunde sind die Grönländer; beyde gleichen sich. Andere ihrer Verwandten sind, fern von nördlichen Meeren, überall zerstreut, halten sich gern zusammen und in warmen Stuben auf; auch ihr Element ist das Flüssige.

Der Maulwurf.

Der Maulwurf trägt über seinen langen, dicken Leib das schwarze glänzende Bergmannskleid. Die feine, zugespitzte Nase ist ein sicherer Compaß, der diesen Grubenmann in seinem Baue leitet, sein kleines, tiefliegendes Auge ist ihm eine Leuchte. Mit den kurzen Armen und breiten Händen arbeitet er und schaufelt die Erde hinweg, führt seine Stollen und wirft die Halden auf. Sein Mund ist geschützt durch die doppelte Lippe, das Ohr verborgen. Unter der Erde verlebt er seine Jahre; sie ist sein Element, und glücklich ist er in ihr, wie der Adler in den Lüften. Sein Lebenswandel im Finstern giebt ihm Gewinn; da hat er seine Arbeit, da geht er seinen Freuden nach. Bringet ihn an's Tageslicht; er sucht bald wieder die Werke auf und schlüpft in seinen Bau. Der Tag bringt ihm Verderben und jagt ihm seine Feinde, die Eulen und Wiesel zu. Nur des Nachts wagt er sich zuweilen hervor. Unter der Erde höhlt er sich die Wohnung aus, wirft das gewölbte Dach darüber auf. Die Wände hat er geglättet, und mit Wurzeln durchflochten. Das Lager ist erhöht, mit Heu und Moos gefüttert, vor Feinden, vor Kälte und Regen gesichert. Nach allen Richtungen sind die Gänge und Strecken getrieben. In der Wohnung lebt ein Maulwurfspaar; da kommen die Jungen nackt und blind zur Welt, doch sind sie nicht verlassen, auch da ist ihnen

die Sorgfalt und die Pflege der Eltern gegeben; sie werden gesäugt von ihrer Mutter und wenn ihre Zähne wachsen, bringt sie ihnen Nahrung, Zwiebeln und Würmer herbey; sie spielt mit ihnen, sie macht sie mit ihrer Bestimmung bekannt, und schon versuchen sie nahe an der Oberfläche ihre Gänge zu bauen. Kommt Gefahr, so vertheidigt sie ihre Mutter und flüchtet mit ihnen. — Und ist der Maulwurf erwachsen, so hat auch jeder sein Handwerk erlernt. Einer sucht den andern unter der Erde, einer gräbt dem andern entgegen; sie werfen Halden an Halden auf, bis sie sich gefunden haben. Er wittert seine Feinde, auch alsdann, wenn diese über der Erde ihm aufpassen. Und ist er mitten an der Arbeit begriffen, so ahnet er dennoch die Tritte eines Nahenden über ihm, und hält sich plötzlich ruhig oder entflieht in seine Gänge. Auch von dem, was über der Erde vorgeht, erhält er Kunde. Ehe der Winter kommt, ziehet er in die Tiefe; da schadet der Frost ihm nicht; er ruhet auf weichem Lager von seiner Arbeit aus und hat keine Bedürfnisse. Aber auch zu ihm dringt der Frühling, und auch sein schwaches Auge erreicht das Licht. Und da unten in der Tiefe bleibt er ein Arbeiter der Natur, indem er seiner Freude, seinem Genusse nachgeht. Er lockert die Erde auf und manchem Samenkorn giebt er gedeihlichen Boden; er geht den Würmern und Larven in der Tiefe nach und rettet so die Blumen auf der Wiese, die Früchte an den Bäumen vom Verderben.

Das Faulthier.

Unter allen Thieren gleicht dem Menschen keines so sehr, wie das Faulthier, und denen, die da sitzen, die Hände in den Schooß gelegt, fehlen nur drey lange Krallen, an Händen und Füßen, um als Faulthier zu erscheinen; doch die Trägen sind eben so eifrig, eben so fleißig, wie es am Eßtisch; mögen von dem guten Bissen nicht scheiden, und sind gar gewandt im Handtieren der Gabeln und Messer. So weit hat es in der Kultur das Faulthier nicht gebracht, es nimmt seine Speise mit dem Munde, und wandelt immer um seinen Tisch, und von einem zum andern, schläft am Tische ein, und wie es erwacht, fängt es wieder zu essen an. Sein Tisch ist aber ein Baum, und seine Nahrung besteht in Knospen und Blättern. Es frißt, wiewohl es nur ein paar schlechte Stockzähne hat, und weiter keine andere, fort und fort, nach Herzenslust. Die Aeste sind seine Pfade, auf denen es fortschreitet, immer unter denselben, und es bleibt auch ruhend so, wie eine Hängematte. Von einem Baume geht es zum andern und scheut den Boden zu berühren. Es geht des Nachts, und mit günstigem Winde; denn dieser reckt ihm den Ast eines andern Baumes entgegen, den es erfaßt, um sich von dem geleerten auf den vollen hinüber zu helfen.

So langsam sein Gang, so thätig sind seine Kiefer, und so fest halten seine Hände, was sie einmal umschlungen haben. Es scheint die Mühen des Lebens zu verwünschen und jammert mit jedem Schritt; dennoch ist es so zähleibig wie kein anderes Thier. Hält man es im Zimmer, so sucht es, wo es sich festklammern kann, und setzt sich auf die Ofenstangen, wiewohl es in dichtem Pelze steckt. Es wimmert, wenn es naß wird, mag aber nicht schneller gehen, um dem Regen zu entfliehen, auch nicht, wenn es geschlagen wird. Setzt man es mit Gewalt auf den Boden, so hat es alle Haltung und fast die Besinnung verloren; schlägt im Gehen wie ein Chinese die Zehen unter die Füße, setzt die Beine, im Bogen auswärts drehend, ab, und schleppt sich langsam, mit dem Bauch am Boden, fort; bis es wieder auf einem Baume Hülfe gefunden hat, an dem es sich mit seinen Klauen hält, wie ein rankendes Gewächs.

Der Biber.

Ein geschickter, verständiger Baumeister ins Wasser und aufs Land, ein gewandter Schwimmer und Taucher, ein friedlicher, treuer Bürger, ist der Biber. Zum Bauen hat er auch sein Werkzeug; die starken, gelben Vorderzähne sind ihm Säge und Messer, der breite, hängende Schuppenschwanz ist seine Kelle; die freyen Finger gebraucht er bey der Arbeit, die großen Zehen der Füße, durch Häute verbunden, sind zum Schwimmen eingerichtet. Er hat einen starken, gedrungenen Bau, den kurzen Hals, den dicken Leib, die niedern Beine, und kräftig sind seine Muskeln. Das schwarze Auge zeigt den klugen, sanften Blick; das Ohr ist klein und rund, ein langer, starker Schnurrbart sein Tastsinn, weich und warm sein Haar. Ungeschickt ist er im Gehen, aber behend und flink durchschwimmt er das Wasser.

Hunderte leben an Bächen und Seen Canada's, in stillen Wäldern und fern von den Menschen. Sie vereinen sich im Sommer; wie von einem Willen beseelt, von einem Auge, einer Hand geleitet, legen sie ihre Kolonien an. Mit der Nacht gehen sie an ihre Arbeit, setzen sich um Erlen und Pappeln herum, durchschneiden sie mit ihren Zähnen und sind sich zu allem gegenseitig behülflich; um die Arbeiter spielen ihre Jungen.

Sie fällen den Baum quer über den Bach, zerschneiden andere in Stücke, bringen diese ins Wasser, flößen sie gegen den gefällten Stamm; sie häufen die Pfähle neben einander, durchflechten sie mit Zweigen, bringen mit ihren Vorderfüßen Erde dazwischen und klopfen sie fest. So entsteht ein Damm, er schwellt das Wasser und trotzt den Wellen; ein stiller Teich hat sich gebildet. Nun theilen sich die Familien, sie arbeiten fort, und bauen ihre Hütten. Bald steht ihr Dorf am Wasser. Die Wände jeder Hütte stark und glatt, sind sicher vor Sturm und Wellen. Im Keller ist das Bad, wie bey den Juden, darüber, mit der Thür ins Wasser, dem Fenster in die frische Luft hinaus, die Stube; diese immer reinlich und aufgeräumt, mit grünen Fichtennadeln der Boden bedeckt; die Hütte mit festem Dache überwölbt. In jeder wohnt eine Familie, alle ihre Glieder verträglich beysammen, ohne Bosheit, ohne Arglist. Tyranney und Sclaverey, Raub und Krieg kennen sie nicht; doch sind sie wohl auf ihrer Hut und warnen einander durch einen Schlag auf den Boden; dann springen die Gewarnten ins Wasser, tauchen unter und flüchten ihren Wohnungen zu, wohin kein Raubthier sie verfolgt; nur vor dem Menschen sind sie nicht sicher. Er stört sie in ihrer Ruhe; nichts ist ihm heilig, sobald Gewinn ihn lockt, und wegen der Kleidung verliert der Biber Freyheit und Leben. Dennoch gewöhnt sich ein Gefangener an seinen Unterdrücker, bleibt sanft und zugethan dem, der

sich ihm freundlich erweist. Naht der Herbst, so sammeln sie Vorräthe ein. Sie fällen wieder Bäume, zerschneiden Stämme und Zweige, flößen sie zu ihrem Damme; und schichten sie auf. Jede Familie hat ihr Eigenthum, und jedes wird geachtet. Im Winter aber ruhen sie von der Arbeit aus, holen sich von den Vorräthen Holzstücke, deren Rinde sie abnagen. Ein schöner Tag lockt sie ins Freye, frische Rinde und Knospen zu suchen, und am Fischfang sich zu freuen. Sie baden und gehen aufs Eis. Mit dem Frühjahr aber zerstreuen sie sich wieder in die Wälder; nur die Jungen und ihre Mütter bleiben zu Hause.

Die Natur ist die Führerin des Bibers, sie leitet ihn hinaus in die Wälder, und zeigt ihm wieder den Heimweg; sie ist ihm eine Prophetin, und heißt ihn Vorräthe sammeln. Sie hat mit der Lust zu bauen ihm zugleich das Werkzeug geschenkt, der Wille der Natur wird in ihm laut, er muß ihm gehorchen. Und dieselbe Natur ist es, die der Marmotte unter Felsen eine Wohnung aushöhlt, dem Hamster im Kornfeld und jedem auf eigene Weise; und wie einem Hamster, so baut sie auch den andern, wie einer Marmotte, so allen. Der Trieb der Thiere ist Verstand der Natur, der sieht über alle, und vergißt auch das Einzelne nicht.

Der Ochse.

Mit der Würde eines Patriarchen wandelt, auf seiner Alp, der stämmige Ochse unter den weidenden Kühen, umher. Sein Auge mit dem schwarzen Glanz, die breite, büschige Stirn, verrathen Ernst und Starrsinn. Er fällt in die Knie und sinkt auf das grüne Ruhebett hin, schlägt das langbewimperte Augenlied nieder, während er die Kinnladen und die breiten, wulstigen Lippen übereinander schiebt; nur zuweilen blickt er auf und schielt zur Nachbarin. Keinem Chorherrn ist es so behaglich, keiner ist glückseliger, als dieser Hüter der Heerde, umgeben von schmackhaften Kräutern; nur kitzeln Fliegen und Bremsen auch seine weiten Nasenlöcher. Er schüttelt Haupt und Wampe und schlägt mit dem langen, buschigen Zopf, der ihm bis zu den Füßen reicht, wie mit einer Klatsche in den Schwarm; daß dieser als Dampfwolke auffliegt. Das ist ihm ein Zeitvertreib, wenn er nicht allzu schläfrig und die Gäste nicht gar zudringlich sich zeigen. Nichts stört ihn weiter in der Ruhe; er bleibt liegen, und der Rasen verbrennt unter seiner Last. Nahet Jemand seiner Heerde, gleich argwöhnt er einen Nebenbuhler. Er steht von seinem Lager auf, streckt den Kopf, den fleischigen, kurzen Nacken gerade aus, stützt die breiten, wulstigen Lippen auf,

öffnet die Nüstern, schnaubt, und brüllt im tiefen Baß dem Fremdling entgegen. Sein eigenes Brüllen scheint ihn noch mehr zu erbosen; immer höher hebt sich seine Stimme, bis sie in schneidenden Discant sich versteigt. Ein rothes Kleid erweckt ihm noch besondern Verdacht und Groll, mit gesenktem Haupt, die Hörner vorgestreckt, mit zornfunkelndem Auge rennt er dem Feinde entgegen. Wehe diesem, wenn es ihm nicht gelingt dem Stoße auszuweichen. Der Ochse schleudert ihn zu Boden, wirft sich mit breiter Brust auf ihn dar, und stößt ihm die dicken Hörner in den Leib. Unaustilgbar ist die Wuth des Büffels, unersättlich seine Rachelust, wenn er den Gegner besiegt, und hat er sich von seinem Opfer weggewendet, er kehrt wiederholt zurück, er zerfleischt es mit den Zähnen, zertritt es mit seinen Füßen.

Ein kräftiger Aelpler wagt sich wohl der blinden Wuth des Stiers zu spotten, faßt ihn geschickt bey den Hörnern, und trifft ihn mit dem Knie an die Nase, daß er plötzlich Zorn und Eifersucht vergißt, demüthig umkehrt und den Weg zur Heimath nimmt. Ein Listiger und Gewandter weicht leicht dem Erzürnten aus, wirft ihm den Hut entgegen, an welchem der Stier sein Horn versucht. Ein rüstiger Matador schickt die bunten Pfeile ihm entgegen, und hat er seinen Zorn zur blinden Wuth entflammt, dann hält er ihm den rothen Mantel vor, und trifft ihn mit dem Dolch ins Herz. Oder es erwartet ihn der Kämpfer mit kaltem Muth, und des

Stiers gebeugter Nacken ist der Tritt, auf welchem sich jener über die Schranken rettet. Der Guancho reitet mitten in die wilde Heerde, wirft die Schlinge dem Büffel um die Hörner und reißt ihn zu Boden; diesem hilft weder Kraft noch Zorn, gegen die gewandte List. Er unterliegt auch dem Raubthier. Bär und Jaguar packen ihn bey der Schnauze, und auf seinen Nacken schwingt sich der Löwe und drückt ihn zu Boden.

Eines aber dämpft die Hitze des Stiers, es ist das Joch; unter ihm geht er gemächlich einher. Man hängt ihm einen Ring um die Schnauze, und führt ihn nach Belieben an der Nase herum; er duldet es, er scheint es kaum zu fühlen; die Zucht hat ihn gemeistert. Ein schwaches Band um seinen Hals bindet ihn an die Krippe fest; es zu zerreißen versucht er nicht. Ist er auf der Weide und droht ein Gewitter, so zieht er sich unter die Bäume. Plagt ihn die Sonnenhitze, so streckt er den Kopf ins Gebüsch, verfolgen ihn die Bremsen zu eifrig, dann schreitet er gelassen dem Stalle zu. So steht er geduldig und stundenlang. Ist er an Bedienung gewöhnt, dann verschmäht er, seine Nahrung selber zu suchen; er hungert bis man seiner wartet. Auch an Wagen und Pflug vergißt er den Zweck des Lebens nicht; man hängt ihm den Freßsack ans Maul, er senkt das Augenlied, und schlummert ein. Wird er älter, so kommt er unter klösterlichen Zwang, gedeiht aber auch um so besser im Wohlleben. Seine bösen Gewohnheiten

verschwinden, bis auf den heimlichen Groll. Er befleißigt sich der Dehmuth und Geduld. In düsterer Zelle wird er bedient, erhält vollauf, was er bedarf. Er trinkt viel, er ißt viel, wiederkaut langsam und halbschlummernd, und arbeitet nichts. Man bettet ihm gut; mit unterschlagenen Beinen liegt er auf weichem Pfuhl; das drückt er zusammen durch seine schwere Last. Er bleibt liegen, Tag und Nacht; kaum erhebt er sich, wenn man ihm die Rippen stößt. Er ist so geduldig, so friedfertig geworden, und nimmt wie an Frömmigkeit so auch zu an Umfang und Gewicht. Er schlummert so viel, so sanft, und keucht in Fülle der Gesundheit; zuletzt erreicht er ein glückliches Ende; denn eh er in seinem eigenen Fett erstickt, rührt ihn der Schlag. Er ruhe im Frieden!

Der Elephant.

Mitten in Ceilon und Sumatra, wo Palmen, Bananen und Zimmetbäume in mächtigen Wäldern von den Bergen in die Ebenen sich ausbreiten, dort ist die Heimath des Elephanten. In zahlreichen Heerden durchstreift er die duftende Wildniß, das Reich, welches ihm angehört. In den tiefsten Schatten, am Ufer der Flüsse, liegt er mit ausgestreckten Beinen, und badet sich in den Wellen. Er weidet die schmackhaften Kräuter, bricht die Zweige von den Bäumen, die süßen Früchte, und erlabt sich an dem Wohlgeruch der Blumen. Und wo er in Heerden zieht, tritt er die Büsche in den Boden, und wirft die jungen Bäume zur Seite; dennoch vermag er die Wälder nicht zu verwüsten, und zu lichten. Die Heerde ist nicht gefürchtet, friedlich bleibt sie in ihrem Waldbezirk; nur einzelne, ausgestoßen aus der Gesellschaft stürzen wüthend hervor in die Gärten, zerstampfen Reisfelder und Zuckerrohr; reißen die Palmen aus dem Boden und zertreten die niedern Hütten der Malayen. Aber dieser grimmige Feind fängt sich in Schlingen; er fällt in Gruben, welche der Mensch ihm gräbt. Dieser dringt in die Wälder, und sucht in ihrer Heimath die Heerde auf. Sie wird umgangen, mit einem Kranze heller Flammen umstellt. Fackeln werden ihr von allen

Seiten her entgegen getragen; tausend fremde Stimmen ängstigen sie, schweben wie Gespenster über ihr und um sie her, und wohin sie sich wenden mag. Da zieht sich immer enger der Zauberkreis, unter Jauchzen und Trompetenschmettern: feurige Schlangen fahren ihr aus der Mündung des Geschützes brüllend entgegen. Raketen steigen zu den schwarzen Gewölben der Bäume empor, schütteln den feurigen Regen donnernd über die Aeste nieder, Blätter glänzen, Blumen erbleichen. Da fliehen die Elephanten dicht gedrängt, die Rüssel in die Höhe gehoben, die großen Ohren ausgestreckt, wo der Weg ihnen offen gelassen. Ihre Augen glühen, mit den Füßen stampfen sie den Boden. Aeste krachen, Bäume stürzen, die Erde erzittert. Und wie vom Sturm gepeitscht, wälzt sich, in dunkeln, tosenden Wogen die Heerde und stürzt in die Umzäunung. Da bricht der Morgen an, die Kolosse eingeschlossen, treffen in ohnmächtiger Wuth gegen die Stämme, die ihr den Weg versperren. Von hohen und sichern Gerüsten schaut man auf sie hinab. Da wird das Thor geöffnet, ein Elephant drängt sich hindurch; aber hinter ihm schieben sich die Balken vor. Er ist im engen Raume gefangen. Der Schall der Trompete schmettert in sein Ohr, die Jäger nahen, wie er auch toben mag, sie fesseln seine stämmigen Glieder, und werfen ihm die Schlinge um den Hals. Nun treten die Seelenverkäufer, seine Brüder, ihm zur Seite, sie halten ihm den Rüssel, der wird an seine eigenen Zähne

fest gebunden; sie bändigen, sie züchtigen ihn, bis er gedemüthiget ihnen folgt.

Der mächtige Riese steht, wie ein Osiris zum Apoll, so gegen das Pferd, ein lebendiger Felsblock aus der Urwelt, da. Er hält das große Haupt gesenkt, als sey der Jubel seiner Ueberwinder ihm Hohn, und als schäme er sich; denn er ist eine Mißgestalt, mit seinem Leib auf Säulenfüßen, wie auf Stämmen mit borkiger Rinde; in dem dicken, runzligen Fell mit einzelnen Haaren besetzt; mit seinem kleinen borstigen Schwanz. Sein Haupt wenig beweglich, zeigt die hohe Stirn, das kleine Auge, und voll Runzeln die bewimperten Lieder. Eine Mißgestalt ist er mit den breiten, hängenden Ohren, die spitze Unterlippe, die gekrümmten Vorderzähne, Sparren gleich hervorstehend, und mit dem Rüssel, der zwischen ihnen niederhängt; dieser ist einer Schlange gleich, mit zwey Röhren, an deren Oeffnung ein Finger. Und dennoch ist der Elephant ein edles Wesen, und wie durch Zauber verwandelt; menschlicher Verstand wohnt in ihm, und sein Auge zeigt den klaren, klugen Blick. Und der Rüssel ist sein Arm, er kann ihn strecken und einziehen, und überall hinwenden und biegen. Er ist ihm eine Hand, womit er tastet, womit er die Knoten lös't, Blumen pflückt, Aeste bricht, und Bäume ausreißt. Er zieht den Propf aus der Flasche, gießt den Wein in seinen Rüssel; der ist sein Trinkhorn, das leert er in den Mund. Durch den Rüssel athmet er,

läßt seine Stimme wie eine Trompete ertönen, und fordert sich selber zum Kampfe auf. Aber auch Streitkolbe und Waffe ist er ihm, womit er den Tiger packt, ihn schüttelt, ihn zerschmettert, und unter die Füße wirft. So schwer der Elephant auch ist, dennoch bewegt er sich stets und leicht, ist immer wachsam, achtet auf jedes Geräusch, hat den Blick auf weite Ferne hin und schläft wenige Stunden. Langsam wächst er, und zählt Jahrhunderte. Aus seinen Wäldern entführt, unterwirft er sich dem Menschen. Ein halbes Jahr vergeht und er ist gehorsam dem Winke seines Herrn geworden, und hält das Auge auf ihn gerichtet. Er streckt seinem Führer den Rüssel dar, und hebt ihn damit auf den Nacken. Mit Worten lenkt ihn der Führer, sagt ihm die Tritte vor, mit dem Stachel straft er, mit einer Flasche Wein belohnt er ihn. Er legt sich nieder auf Befehl seines Herrn, erhebt sich auf Befehl, grüßt und biegt das Knie. Auf Gebehrden, Winke, Worte, achtet er. Er geht sichern Schrittes, legt den Stein zur Seite, der im Wege liegt und weicht dem Kinde aus, das ihm begegnet. Behutsam verrichtet er und getreu jede Arbeit, welche man ihm anweist. Er ladet sich selber die Lasten auf, und wieder ab, bringt die Ballen zum Strande, und schleppt die Balken dem Bauplatze zu. Er duldet keine Quälerey; überladet man ihn, so bläht er sich auf und zerreißt die Stricke. Giebt man ihm nicht den versprochenen Lohn, so weiß er sich zu rächen.

So ist der Elephant ein verständiger Arbeiter, aber auch ein furchtbarer Krieger ist er. Mit Schwert und Kette bewaffnet man seinen Rüssel; dann stürzt er sich gegen den Feind. Hunderte jagt er vor sich hin, zerschmettert sie mit seinen Waffen, zertritt sie mit den Füßen, und von seinem Rücken senden die Streiter das Geschoß unter die Feinde. Aber in Wuth versetzt kennt er auch die Freunde nicht mehr, und kann nimmer gebändigt und geleitet werden.

Mit seinem Herrn geht der Elephant auf die Jagd, dem Tiger entgegen, wie zu einem Feste. Mit dem Purpurteppich und in bunter Mahlerey, mit spiegelnden Blechen, Rüssel und Stirn verziert; seine Zähne in Gold- und Silberspangen gefaßt, mit funkelnden Steinen, mit helltönenden Glocken behangen. Auf dem Rücken trägt er die glänzende Senfte mit dem Nabob. Der Elephant scheint stolz auf seine Last und seinen Schmuck, als sey er selber der Herr.

Aber er wird als Herr geehrt, wenn ihn die Natur in weißes Gewand gekleidet hat. Dem Jäger, welcher ihm zuerst begegnet, wird eine silberne Krone zu Theil. An dem Hofe von Siam wird der Elephant geführt, dort wohnt er, frey von jeder Arbeit, in prachtvollen Pallästen, in prunkenden Gemächern. Er wird mit blitzenden Juwelen und Gold überdeckt; Blumenteppige werden zu seinen Füßen ausgebreitet. Ihm nahen unterthänig die Großen des Reiches, reichen ihm köstliche

Früchte, in goldenen Gefäßen dar, und feurige Weine. Sie besprengen ihn mit Rosenöl, und erheitern ihn durch klingende Musik. Vor ihm, dem Gebieter kniet alles nieder, und sieht mit dem Angesicht gegen die Erde; denn eine königliche Seele wohnt in ihm.

Der Esel.

In wilder Horde durchstreift der Onager die Steppen der Tartarey und Persiens; klein wie ein Füllen; aber muthig wie ein Renner. Stets auf der Hut, entgeht er dem lauernden Panther, und fliegt rasch dem Pfeile des Kirkisen voran. Die unabsehbaren Ebenen sind ihm zu enge und er flüchtet aus ihnen zu den wilden Gebirgen Indiens. Eben so muthig ist der Dschigetai, schlank und schnell wie eine Antilope; gefangen zerschmettert er seine Glieder in wilden Sprüngen. Dann das Zebra mit den Silberstreifen und der Quagga, denen zu nahen sich die Hyäne nicht getraut. Diese unbändigen Söhne der Wildniß spotten der Macht des Menschen, und sicher weiden sie die duftenden Kräuter. Ihr Abkömmling aber, und naher Verwandter, der Esel, ist wohl erzogen, geduldig und bescheiden und voll Zerknirschung; als büße er für sein loses, sündiges Geschlecht. Das grobe, härene Gewand der Trauer hat er angethan, und bedächtig schreitet er einher. Ist er doch ein schlecht vermummter Bruder, und sieht das schwarze Kreuz auf dem Rücken durch die Hülle hindurch. Hart und dick und struppig ist sein Kopf, die langen Ohren legen sich nach allen Richtungen, und als Zeichen seiner Unterwürfigkeit trägt er einen Kuhschwanz. Mit schlechtem

Futter nimmt er vorlieb, mit Gestrüppe und gestampften Disteln; er trinkt nur frisches Wasser, als gehört' er zum Trapisten-Orden. Ein wahres Vorbild der Demuth und Geduld steht er unbeweglich, mit gebeugtem Haupte. Er läßt die bartige Lippe hängen, und hält das große Auge auf seine Füße gerichtet. So bleibt er viele Stunden ruhig und in Betrachtung versunken. Das Klappern der Mühle, der Knall der Peitsche, das Rasseln der Wagen, der Lärm der Vorübergehenden, nichts stört seine Andacht, nur an der Sonne schüttelt er seine Kutte zuweilen und schlägt mit dem langen Ohr gegen die Mücken; da fällt plötzlich der Stock ihm auf den Rücken, und die Geisel kasteyet sein harte, trockne Haut. Er duldet es gelassen, als wahrer Martyrer; kein Seufzer, keine Klage entwischt ihm; kaum sperrt er das Maul auf, und verzerrt im Schmerze jammervoll die Lippe. Er geht langsam voran, langsam, aber stets im gleichen Schritte; er sieht sich nicht um; unnütze, leichtsinnige Sprünge macht er nie. Er trägt seine schwere Bürde wie ein Büßender; für geringen Lohn und Ablaß geht zur Mühle der Gang und zurück an die Krippe seines Herrrn, und Schritt und Tritt folgt ihm die Geißelung nach. Er kennt genau das Maß seiner Kraft, und über diese hinaus wagt er nichts; das ist seine wahre Eselsklugheit. Wenn die Last ihm zu schwer ist, bleibt er stehen, senkt tiefer das Haupt und läßt die Ohren hängen, oder liegt nieder, und erhebt sich nicht, bevor

man ihm seine Bürde erleichtert hat, eher stirbt er unter den Schlägen. Sonst sagt er zu allem schuldigermassen, Ja!

Nur in seiner Jugend hört man von losen Streichen die er ausübt, und dann nur springt er noch ungehalten und drollig über die Büsche und wälzt sich muthwillig auf dem Rasen. In strenger Schule, unter guter Zucht, ermannt er sich, wird mit dem Alter immer ernster, verständiger und in sich gekehrt.

Auf dem Esel sind Patriarchen und Heilige ins Feld gezogen; Könige und Päpste hat er in Prozessionen begleitet, und in gleicher Dehmuth mit ihnen, wenn auch Purpurdecken ihn schmückten. Unter Glockengeläute und Feyergesängen und auf glänzenden, duftenden Blumen mit denen man seinen Weg bestreut, geht er ruhig einher, und unter den Blumen sucht er mit großer Genügsamkeit nach Disteln. Propheten sind aus seinem Munde belehrt worden; er hat Biliam vom Wege des Unheils abgeführt.

Eifersüchtig auf den Esel sind Italien und Spanien, und er bleibt dieser Länder Stolz und Segen. Bey uns steht er in schlechtem Ansehen, und nur vor dem verkleideten Esel zieht man den Hut ab. Und dennoch verbreitet er seinen Segen, und thut große Wunder. Die Sterbenden, welche gläubig trinken von seiner magern Milch, erheben sich von ihrem Lager. Auch nach seinem Tode noch giebt er den Leib zur Anbetung hin; denn Adelsdiplome, Doctorenpatente schreibt man auf seine

Haut und Ablasse, vor denen bewundernd die Welt sich in den Staub wirft. Aber die Haut, als Feldpanier über die Trommel gespannt, hat mit panischem Schrecken die Feinde erfüllt, und eines seiner Heiligenbeine in Simsons Hand hat Tausende erschlagen.

Die Biene.

Kommt der Frühling angezogen, mit den lauen Lüften, bringt milden Regen, milden Thau; scheint die Sonne warm, entlockt dem Mayenglöckchen und der Schlüsselblumedufte, den Finken und der Amseln Lieder: dann erwacht die kleine Biene aus ihrem Winterschlaf, es erwacht in ihr das Verlangen nach den Blüthen und dem Honig. Mit dem frühen Morgen zieht sie in den Garten hinaus zum sonnigen Rain, zu Wiesen und Haiden, umschwärmt den Kirschbaum und die Wiese. Der Blüthenstaub hängt sich an ihr Gewand, sie bürstet ihn ab, und schwebt mit Honig und Wachs beladen, der Heimath zu. Mit ihr sind Tausende ausgezogen, und wieder heim gekehrt, wie Wurzeln, die ein Baum nach allen Richtungen sendet, die ihre Nahrung suchen und finden, und sie dem Stamme zuführen.

Und haben die einen Wachs und Honig gebracht, sind andere zurückgeblieben, welche die Last in Empfang genommen; sie bauen die Waben, füllen die Zellen mit Honig, und ziehen junge Bienchen auf. Sie sind immer geschäftig, verkehren nach außen, und bauen innen; denn die Bienen sind auch die Blätter und Zweige, die überall Leben suchen, und es überall hinleiten; sind

Erhalter und Beschützer des Ganzen, darum führen sie ihr Werkzeug zur Arbeit und den Stachel als Waffe.

Und wie jene die Wurzel und Zweige und Blätter sind, so andere die Blüthe. Die Dronen stehen zu tausenden um die Königinn, begleiten sie überall hin, reinigen sie vom Staube, und bieten ihr Honig. Sie aber legt die Eyer in die Zellen, für die Arbeiter in die kleinsten, für die Dronen in größere, und in ihre eigne Zelle die Eyer der Königinnen. Aus den Eyern kommen Larven hervor, die sich einspinnen und verpuppen, und aus diesen brechen junge Bienchen auf. So erhält eine Biene die andere, wie im Baume Wurzeln und Zweige die Blüthe nähren und aus der Blüthe wieder geht der Keim zum Baum mit frischen Zweigen auf.

Ist der Sommer vorüber, dann steht erst der Bienenstock in schönster Reife da; wie Blumenblätter sind die Dronen abgestorben, und Alles ist zur Frucht geworden. Die Bienen sind Samenkörner; Zellen und Honig, aus ihnen hervor gewachsen, sind der süße Saft und die ölige schützende Schale um die Frucht. Mit dem Frühling bricht diese auf. Die Zellen werden gereinigt, neue erbaut, Honig eingetragen, und junge Bienen auferzogen. Seit Jahrhunderten sind sie aufgebrochen, haben ihre Wurzeln ausgeschickt, ihre Zweige und Blätter entfaltet, und immer wieder die süße Frucht erzeugt. Nie ist eine andere aus ihnen erwachsen und die Bienen

wissen es nicht, wie groß ihre Arbeit ist. Wie der Apfelbaum, der jedes Jahr frische Aepfel trägt, und stets dieselben Blüthen, es auch nicht weiß, wie schön sie sind, und wie köstlich seine Früchte.

Erläuterungen.

1. Der Lämmergeyer, Gypaëtos barbatus, lebt auf den Alpen, fliegt in Kreisen über den höchsten Gipfeln, und horstet auf Felsen. Er trifft in schiefer Richtung gegen die Thiere, größere, so wie erwachsene Menschen, versucht er über den Abgrund zu stürzen, wobey die Federn, besonders die Nacken- und Halsfedern sich emporsträuben, die Augen hervortreten, und um die Iris ein feuerrother Wulst erscheint. Mit starken, ausgebreiteten Flügeln fährt er alsdann hart über den Boden hinweg dem Thiere entgegen. Vögel rupft er, bevor er sie verzehrt; Knochen verschlingt er, sobald sie nicht zu groß sind. Auch giebt er, wie die Eulen, das Gewölle, Federn und Haare der Thiere, wieder von sich. Die Jäger gießen Blut auf den Schnee, wodurch sie ihn zu Schusse bringen.

2. Der Ziegenmelker, Caprimulgus europaeus, gehört in die Familie der Schwalben; sein dicker Kopf giebt ihm indessen ein eulenartiges Ansehen; auch hält er sich des Tages ruhig und geht nur bey Nacht seiner Nahrung nach. Die Zehen sind mit Schuppen bedeckt, und die äußere ist mit der mittlern durch eine Haut verbunden. Seine Nahrung besteht hauptsächlich

in Mücken, Käfern, Schmetterlingen u. dgl., welche er im Fluge hascht. Er sitzt der Länge des Astes nach und schnurrt mit gesenktem Kopfe. Irrrrr, Urrrrr. Des Abends geht er auf die Felder und zu den Ställen, und fliegt einem gern um den Kopf. Er legt zwey Eyer auf den bloßen Boden hin. Im Herbste zieht er südlich, und kommt im April wieder zurück.

3. Das Pferd, Equus Caballus. Sein Auge leuchtet im Dunkeln. Man bemerkt dieß besonders alsdann, wenn das Pferd an sonnigen Tagen in den Stall tritt. Es sieht im Finstern gut. Wilde Pferde giebt es nicht, wohl aber verwilderte. Große Heerden derselben finden sich in Bessarabien, in der Tartarey und besonders in Südamerika. Diese letztern stammen von denjenigen ab, welche die Spanier nach Entdeckung von Amerika hinbrachten. Solche verwilderte Pferde sind unbändig, äußerst scheu, vorsichtig und stellen Wachen aus. Sie sind kleiner wie die gezähmten, haben dickere Köpfe, längere Ohren, struppige Mähne, und weniger behaarten Schweif. Der Araber hält sein Pferd wie ein Mitglied seiner Familie; auch hat ein solches Pferd immer gutmüthigen Charakter.

Bekanntlich führen die Araber besondere Geschlechtsregister über das Pferd; dem Käufer wird der Stammbaum desselben übergeben. Pferde von edler, schöner Race zeigen aber auch fast durchgehends festeren Willen und feurigeres Temperament.

4. Der Truthahn, Meleagris Gallopavo, wird vorzüglich durch Gegenstände von rother Farbe gereizt. Wenn derselbe zornig ist und man setzt ihn auf den Boden, drückt ihm den Kopf nieder, und zieht von seinem Schnabel weg einen Kreidestrich gerade aus; so sieht er denselben starr an, ohne sich zu rühren. — An der Brust des Männchens findet sich ein Büschel, schwarzer, straffer Haare. — Die Jungen sind nicht leicht aufzuziehen und besonders schadet ihnen Feuchtigkeit. Nesseln verbrennen ihnen die Füße. Wenn ihnen das Fleisch an Kopf und Hals anschwillt, sind sie besonders leicht Krankheiten unterworfen; alsdann giebt man ihnen etwas Wein und ein Pfefferkorn. Die eigentliche Heimath des Truthahns ist Nordamerika; besonders Canada; durch die immer mehr zunehmende Ansiedlung der Europäer ist er jedoch in fernere Gegenden vertrieben worden. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts kam er zuerst aus Mexico nach Spanien; der erste gebratene Puter kam bey der Hochzeitsfeyer Carl des neunten auf die Tafel. Man sieht den Truthahn in großen Schaaren (von mehreren Tausenden) zu den Wäldern der Eichen und Peccanüße (Juglans olivaeformis) wandern; deren Früchte ihr liebstes Futter ist. Solche Wanderungen nimmt der Truthahn zu Ende Octobers in die Niederungen vor; daher dieser Monat bey den Indianern der Truthahnsmonat heißt. Sie wandern zu Fuß, und fliegen nur wenn sie aufgescheut werden oder über Flüsse;

im letztern Falle machen sie vorher Halt, um sich zu dem gefährlichen Unternehmen vorzubereiten. Angelangt in den Wäldern, zerstreuen sich die Truthühner und leben von den Eicheln, deren Vorräthe von ihnen nach und nach völlig aufgezehrt werden; sie nähern sich alsdann wohl auch den Pachthöfen. Sie schlafen auf Bäumen, und wann des Nachts ein Weibchen gluckert, so antworten alle Männchen, davon ertönen oft die Wälder bis auf hundert Meilen weit. Dieses Gluckern hält etwa eine Stunde lang an. Durch den Genuß der Eicheln werden sie äußerst fett, so, daß wenn man sie von den Bäumen herunterschießt, ihre Haut zerplatzt. Mitten Aprils legt die Henne; sie versteckt die Eyer sorgfältig, besonders vor der Krähe. Die Männchen ziehen alsdann in verborgene Theile des Waldes und magern sehr ab.

5. Der Löwe, Felis Leo. Wenn der Löwe brüllt, so hält er den Kopf gegen die Erde. — Gazellenheerden zu vierzig bis achtzigtausend beysammen trifft man im südlichen Afrika; sie ziehen in trockenen Jahreszeiten frischen Weiden zu und ihnen folgen die Raubthiere. Eine Art dieser Wanderantilopen, Springbock, Antilope marsupialis, lebt am Cap, sie ist gelbbraun, erschrickt sie, so sträuben sich ihre Haare auf dem Rücken; alsdann kommt das unter dem braunen Haare liegende, kürzere, weiße zum Vorschein, und daher sieht dann die ganze Heerde plötzlich weiß aus. — Der Löwe kann einen Ochsen im Maule forttragen und dazu noch schnell

davon springen. Mißlingt ihm der erste Angriff, den er im Sprunge thut, so stellt er sich auf die Hinterbeine. Le Vaillant erzählt: daß zwey Colonisten am Cap, einem Löwen begegneten; dieser stürzte auf einen derselben los, warf ihn, hielt ihm den Arm zwischen den Zähnen, ohne zu verletzen, und drückte dabey die Augen zu; ließ ihn dann wieder los und packte ihn von Neuem. Dem Colonisten dauerte dieses Spiel zu lange, sein Begleiter war geflohen, er zog das Messer hervor, und traf damit den Löwen ins Herz; der Stoß war nicht augenblicklich tödtlich und der Löwe zerriß den Menschen. Wenn der Löwe nicht hungrig ist, greift er selten einen Menschen an, und meidet den Blick desselben. Er zieht sich nach den Berichten vieler Reisenden zurück, wenn man ihn fest ins Auge faßt. Zuweilen sucht er dem Menschen in Rücken zu fallen; nur dadurch, daß man ihn ruhig ansieht und stille steht, kann man ihn zurück halten; er zieht sich dann nach wenigen Minuten zurück. Hat er aber schon öfters Menschen überwunden, so scheut er diese nicht mehr und wird äußerst räuberisch. Solche Löwen sind die furchtbaren Verfolger afrikanischer Horden, besonders der feigen Bosjemanen. — Burchell erzählt, daß in Südafrika sich Reisende dadurch vor dem Angriff wilder Thiere schützen, daß sie einen langen Stab mit sich führen, an dessen einem Ende ein Busch schwarzer Straußfedern befestigt ist. Der Reisende steckt diesen Stab in den Boden, so wie ein großes Raubthier

nahet, es stürzt sich auf den Federstock, während jener entflieht. — Am heißen Mittage schläft der Löwe; in diesem Zustande wird von afrikanischen Wilden ihm ein vergifteter Pfeil zugeschickt; der Löwe erwacht davon erschrocken auf, und flieht ganz betäubt umher, bis das Gift ihn tödtet. — Wenn der Löwe gereizt ist, so muß man auf ihn zielen, ehe er zum Sprunge sich gesetzt; denn sobald er dieses einmal gethan hat, so leidet er nicht die geringste Bewegung seines Gegners mehr. Der junge Löwe hat die Ohren hängend und die Klauen noch nicht aufgerichtet; beydes erfolgt erst einige Monate nach der Geburt; auch seine Mähne wächst erst später heran. Beyspiele, daß gefangene Löwen ihnen zugeworfenene Hunde schonten und sich an sie gewöhnten, kennt man viele. — Lange eingesperrte Raubthiere leiden an Auftreibungen der Knochen.

6. Der Hase, Lepus timidus, verändert, wie auch viele andere Thiere im Norden die Farbe seines Pelzes; sie wird weiß; dieses zeigt besonders der Berghase, Lepus variabilis. Der Pelz des Hasen geht auch unter die Sohlen seiner Füße, und auf die innere Seite der Lippen; die obern Nagezähne sind doppelt, einer hinter dem andern. Hie und da werden auch in Kunst= und Naturalienkammern Hasenhörner vorgezeigt, wahrscheinlich sind es aber Rehhörner. Die Häsin bringt des Jahres dreymal Junge, jedesmal drey bis vier sehende. Der erste Satz fällt Ende März, und geht

oft vor Kälte zu Grund; der zweyte Satz wird sehr von Mücken geplagt; der dritte dagegen, im Herbste, leidet am wenigsten. Weil der Hase so viel Junge hat, sagt das Sprüchwort von ihm: Er gehe im Frühjahr selbander ins Feld, und im Herbst mit sechszehn ins Holz. Seine Feinde sind vorzüglich Füchse, auch andere kleine Raubthiere, und sogar die Krähen greifen ihn zuweilen an und werden seiner Meister. Die List, welche der Hase, wenn er gejagt wird, anwendet, kennt man überall. Müde gejagt, wird er öfters ganz blind und man weiß, daß er auf Fußpfaden gegen den Jäger läuft, und man ihn leicht fangen kann. Heldenpfeffer statt Hasenpfeffer, mag für einen Druckfehler gelten.

7. Der Luchs, Felis lynx, zeigt senkrechte Pupille und im Finstern leuchtende Augen. Er geht des Abends und des Morgens, in der Dämmerung seiner Nahrung nach. — Alle Thiere aus dem Katzengeschlechte können ihre Krallen bewegen, und aufrichten. — Das Ohr des Luchsen ist kurz und an der Spitze mit einem Haarbüschel versehen, wie das Ohr unsers Eichhornes. Thiere erschleicht und erspringt er wie die Katze und beißt ihnen sogleich die Halsmuskeln und die Drosseladern auf. Seine Füße sind sehr kräftig, die Zehen breit und stark behaart; besonders scharf sind die gekrümmten Krallen. Hat er Gelegenheit viel zu morden, so säuft er den Thieren das Blut aus und läßt das Fleisch liegen. Wird

er durch den Jäger nur verwundet, so stürzt er sich auf denselben los.

8. Die Gemse, Antilope rupicapra, hält sich auf den Alpen zwischen der Schnee- und Waldgrenze auf, zieht aber häufig in die Gletscherfelder; des Winters läßt sie sich mehr in die Wälder. Einige wohnen überhaupt mehr in Wäldern, diese heißen Waldgemsen, die andern Gratthiere. Die Gemse liebt das Salz und Felsenwände, an denen Bittersalz u. dgl. ausschwitzt, werden von ihr besucht. Sie leben familienweise beysammen, unter Anführung der ältesten Gais, welche Fuhrgais heißt, und welche die übrigen bewacht und sie vor Gefahren warnt. Wenn diese weggeschossen wird, so kann man leicht auch die Uebrigen bekommen; sie zerstreuen sich alsdann. Noch vor dreyßig und vierzig Jahren traf man auf schwer zugänglichen Alpen des Berner-Oberlandes Gemsheerden von fünfzig und hundert Stück an. — Wann die Gemse verfolgt und gedrängt wird; so geht sie auf den Jäger los und sucht ihn über den Abgrund zu stürzen. Wiewohl sie nicht größer als eine Ziege ist, so wagt es dennoch auch ein starker Mann nicht sie zu halten, wenn sie bey ihm vorbey geht oder auf ihn dar kömmt. — Um sie zu schießen, versteckt sich der Jäger zwischen Schaf- oder Ziegenheerden, denen die Gemse arglos nahet; oder er wartet auf sie an dem Wechsel, das heißt an schmalen Pfaden, auf denen sie hin und her gehen muß. Oder er steigt auf Höhen,

auf denen Steine zu einem Hüttchen aufgehäuft worden sind; dieses heißt man das Luegi, und von da schaut er mit dem Fernrohr (Feldspiegel), wo sich etwa Gemsen befinden. — Wenn ein Jäger so weit sich herangeschlichen hat, daß er die Krümmung der Hörner erblickt; so hält er die Gemse innert der Schußweite. — Manche Jäger trinken das noch warme Blut der erlegten Gemse, indem sie glauben sich dadurch gegen den Schwindel zu sichern. — Leidenschaftliche Gemsjäger werden ernst und einsylbig, und kennen keine Gefahr. — Lauter, heißen die Alpenbewohner einen Weg der sehr gefährlich ist und wo man nur die Felswand hinter sich und den Abgrund vor sich hat.

9. Der Wolf, Canis lupus, geht besonders den Rehen und den Hirschkühen nach und wittert diese schon in weiter Ferne. Hat er einen Anschlag auf eine Heerde vor, so sieht er sich erst überall um, ob nicht Gefahr für ihn vorhanden sey. Man hat auch schon gesehen, daß zwey Wölfe sich bey einem solchen Unternehmen behülflich waren, und daß wenn einer den verstellten Angriff machte und Hund und Hirte weglockte, der andere das Schaf erwischte. Er ist äußerst scheu; aber frech in eben dem Maße, so bald ihn der Hunger antreibt. — Kein Thier frißt sein Fleisch, außer wieder ein Wolf. — Musik scheut er, und man erzählt von einem Geiger, der in eine Grube fiel, in welcher sich ein Wolf gefangen hatte; daß er sich rettete, indem er auf der Geige spielte.

Der Wolf begleitete das Spiel mit seinem Geheul, und als dem Geiger bis am Morgen alle Saiten rissen, wurde er glücklicherweise durch einen Jäger von seinem Spielkameraden befreyt. Der Wolf scheut auch das Feuer und das Rasseln der Ketten; deßhalb schleppen solche die Reisenden in Polen, wo Wölfe häufig sind, den Schlitten nach. Auch ist es keine Fabel, daß der Wolf gespannte Stricke scheue und Thüren; er gräbt sich unter den Schwellen in die Ställe ein. — Er kann die Klauen nicht einziehen, wie die Katzen und er steht schlecht auf den Beinen, so daß er leicht umgeworfen wird. — Er kann gezähmt werden und in Persien wird er sogar zum Tanze abgerichtet.

10. Die Maus, Mus domesticus. Man las vor einigen Jahren in öffentlichen Blättern, daß durch einen Gefangenen in Genf, eine Ratte ganz zahm gemacht worden sey; als dieser wieder frey wurde, und die Ratte zurückgeblieben war, soff und fraß sie nicht mehr, und wich nicht vom Bette ihres verlornen Freundes. Nach drey Tagen fand man sie todt in einem alten Tuche, welches der Gefangene zurück gelassen hatte.

11. Der Fischotter, Lutra vulgaris. Der Kopf des Fischotters mit seinen kleinen, weit auseinanderstehenden Augen gleicht allerdings dem Kopf einer Trüsche, daher nannten auch Geßner und Aldrovandi die Trüsche, Mustela fluviatilis. Das Auge des Fischotters hat ein doppeltes Lied, eine Art Nickhaut. Von

dem Seeotter sagt man, daß er zuweilen die Vorderpfoten vors Gesicht halte. Auch soll er des Nachts leuchten, und wann er über's Meer schwimmt einen feurigen Streifen nachziehen. Die Fallen, welche man ihm legt, müssen sehr stark seyn; man bestreicht sie mit Katzenmünze und legt sie unters Wasser oder unter den Schnee. Bekanntlich wird das Fleisch des Fischotters unter die Fastenspeise gezählt, weil er, nach der Naturgeschichte der Geistlichen Herren, zu den Amphibien gehört. Er wird vorzüglich in Klöstern an hohen Fasttagen gespeist; sein Fleisch muß daher sehr köstlich schmecken. — Um die Wohnung des Fischotters finden sich immer Fischgräte, wodurch er verrathen wird. Er kann leicht gezähmt und zum Fischfange abgerichtet werden.

12. Die Lerche, Alauda arvensis. Der lange Sporn an der Hinterzehe ist das charakteristische Kennzeichen der Lerche. Man glaubt er diene ihr um die Eyer zu wenden, weil er gerade so lang ist, um mit den Vorderzehen das Ey umfassen zu können.

13. Der Geyer, Vultur atratus, lebt vorzüglich in dem südlichen Theile von Nordamerika. Er kennt mit Sicherheit den nahenden Tod der Thiere und folgt einem kranken unausgesetzt, bis es fällt, so z. B. kennt er einen kranken Ochsen von einem gesunden; wenn dieser auch wie todt ausgestreckt liegt, wird er nicht getäuscht. Dessen ungeachtet ist sein Geruch nicht, wie man früher

behauptete, scharf; dagegen sein Blick außerordentlich gut und er schaut aus weiter Ferne jeden Gegenstand. Stopft man eine Thierhaut aus, so schießt er darauf los; verbirgt man ihm ein todtes Thier unter Zweige und Laub, so kann er nahe vorbeystreifen, ohne es zu achten; schießt aber augenblicklich nieder, so wie nur ein Theil des Thieres entblößt wird. Den ersten Angriff macht er auf die Augen des Thieres und dann auf die Eingeweide. Ist es zu groß und seine Haut zu stark, so wartet er bis es durch die Fäulniß leicht sich öffnen läßt. Der Lieblingsaufenthalt des Geyers ist die Cypresse, wenn sie dürre Aeste hat. Alle Abende fliegt er mehrere Meilen weit zu derselben, um auf ihr zu übernachten. Zu diesem Baume hebt er sich auch empor, so wie er sich satt gefressen; dann ist er äußerst träge, bleibt an einer Stelle sitzen, und geht man bey ihm vorbey, so fliegt er nicht weg, und schüttelt höchstens die Flügel, als wollt' er wegfliegen; behält aber den Vorbeygehenden immer im Auge. So sitzen viele beysammen, und nur wann sie der Hunger treibt, fliegen sie auf und revieren hoch in den Lüften. Sitzt er auf einem Aas, so läßt er sich kaum vertreiben; hüpft darauf herum und kriecht in dasselbe hinein. Mehrere zerren öfters an dem gleichen Stück Fleisch, und zischen dabey. Er fürchtet selbst die Hunde nicht und es geschieht, daß diese am einen Ende des gefallenen Thieres fressen und die Geyer am andern. Dem weißköpfigen Adler, welcher, vom Hunger getrieben,

auch zuweilen Aase verzehrt, machen sie aber Platz und warten bis er seinen Theil genommen hat.

Geyer, die noch nicht lange aus den Eyern gekrochen, schleppen ihre mit großen Blutspuhlen versehenen Flügel auf dem Boden nach, und treten nicht auf die Zehen auf, sondern auf den ganzen Untertheil des Fußes.

14. Der Fink, Fringilla caelebs. Im März, wann er anfängt zu singen, wird sein Gefieder viel lebhafter gefärbt und der Schnabel erscheint himmelblau. Jedes Finkenpaar hat sein bestimmtes Revier und kommt ein anderer Fink in dasselbe, so wird er angegriffen. Diese Eifersucht benutzen die Vogelsteller ihn zu fangen; indem man einem Gezähmten ein gabelförmiges, mit Vogelleim bestrichenes Rüthchen über die Schwanzwurzel befestigt, und ihn nun unter einen Baum bringt, auf dem ein Finke nistet; so wie jener zu singen beginnt, stürzt sich dieser auf ihn herab und wird gefangen. Besonders schön singen geblendete Finken. Sein Gesang zeigt viel Mannigfaltigkeit, und gewisse Weisen bezeichnet man durch besondere Benennungen, z. B. Reiterzug, Bräutigam, Malvasier, Disderet, Mitsoviel, u. s. w. Einige Finken verstehen mehrere dieser Singarten und man hat beobachtet, namentlich in England, daß der Schlag der Finken im Freyen gleichsam der Mode unterworfen sey, und in gewissen Provinzen eigene Schläge herrschen. Vor dem Winter ziehen die meisten Finken

fort, nur wenige bleiben; diese sollen Männchen seyn, daher der Beynamen des Finken caelebs.

15. Der große Ohrenkauz, Strix Bubo, ist der größte und dickköpfigste Kauz, der bey uns lebt, und welcher, wie alle andern Eulen, wann er sich am Tage heraus läßt, von den Vögeln geneckt und verfolgt wird. Wie die mittlere Ohreule, macht auch er, wenigstens wenn er zahm gehalten wird, allerley possierliche, drohende und lächerliche Grimassen. Das Gefieder aller Eulen ist höchst zart und weich und ihr Flug leise. Die große Ohreule geht besonders bey der Dämmerung auf Raub aus. Kleinere Thiere verschlingt sie ganz, bricht ihnen aber die Rippen entzwey und reißt ihnen auch wohl den Kopf ab; größere Thiere, Hasen und sogar junge Rehe, werden auch von ihr angefallen. Diese weiß sie geschickt auszubälgen, und wenn sie satt davon gefressen, so schlägt sie das Fell über den Rest, um ein andermal sich daran zu erlaben. Ihr Nest baut sie auf Felsen und hohe Bäume. — Die Sage vom wilden Jäger hat besonders diese Eule veranlaßt; zu Zeiten nämlich versammeln sie sich und durchstreifen den Wald unter furchtbarem Lärmen. (Im Texte steht Freyscharen, was ein Druckfehler ist und heißen soll Räuberscharen.) Die Eulen brechen die Federn und Haare der Thiere sammt allem, was ihr Magen nicht verdaut, als Gewölle weg. Dieses hält der gemeine Mann für niedergefallene Sternschnuppen. — Da die große Ohreule

viele Vögel anlockt, so bedienen sich ihrer die Jäger um andere Vögel zu fangen, oder zum Schuß zu bringen; auch ist es nicht vom Verfasser ersonnen, wenn gesagt wird, daß die Jäger diesem Kauzen einen Fuchsschwanz anhängen.

16. Die Spyren, Cypselus Apus und alpinus, sind Schwalben, die aber alle vier Zehen nach vorne gerichtet haben; sie leben überall und nisten sich in alten Thürmen ein. Vorzüglich fliegen sie in der Dämmerung und haschen auch im Fluge die Mücken weg. Schon vor dem Herbste ziehen sie südwärts, im Frühjahr kehren sie wieder zurück. Ihre Flügel sind so lang, daß wenn sie auf den Boden kommen, was öfters geschieht, so können sie nicht mehr auffliegen und werden die Beute der Katzen. Wegen der Stellung ihrer Zehen können sie auf keinem Zweige sitzen, hängen sich aber an Mauern fest. In Spanien und Italien werden sie gegessen. — Diese Thierzeichnung wurde im August 1830 geschrieben, daher die Anspielung.

17. Der Fuchs, Canis vulpes, nimmt gern die Dachshöhle in Besitz. Das Weibchen wirft bis sechs Junge. Ihnen bringen die Alten Hühner und dergleichen, womit sie spielen, wie die Katzen mit der Maus. Junge Füchse sind leichter zu fangen als alte; auch sind gerade solche am verschlagensten, welche sich in der Nähe menschlicher Wohnungen aufhalten; andere die in der Wildniß leben, sind bey weitem so listig nicht. Schon

die Physiognomie des Fuchsen verräth List; sein Auge zeigt senkrechte Pupille, wie das der Katzen. Ueber dem Schwanze wird eine nach Veilchen riechende Feuchtigkeit abgesondert; wenn er verwundet wird, soll er sich in diese Stelle beißen; was aber wohl eine Fabel ist. Seine Stimme ist ein schwaches Bellen, so wie aber das Wetter ändert, schreyt er laut, fast wie ein Pfau. Den Igel soll er dadurch sich zu öffnen zwingen, daß er ihn mit Urin besprengt; auf ähnliche Weise soll er sich auch gegen Hunde wehren. Vögel werden unruhig in seiner Nähe und besonders verfolgen ihn die Dohlen. Hat er das Bein in einer Falle eingeklemmt, so beißt er es ab. Er bleibt drey bis vier Tage in seiner Höhle, wenn man vor dieselbe eine Falle legt, und nur der Hunger treibt ihn hinaus.

Die bekanntesten Arten Füchse sind: der Brandfuchs, C. Alopex, der auf dem Rücken grau ist, am Bauche schwarz, eben so Ohren und Schwanzspitze. Der Birkfuchs, roth, mit weißer Schwanzspitze. Der Polarfuchs, Canis lagopus, ist weiß und hat dicht behaarte Fußsohlen; im Sommer wird er blau. Der Silberfuchs, C. lycaon, trägt den kostbarsten Pelz, schwarz mit weißen Spitzen. Der Kreuzfuchs, C. crucigera, hat schwarze Rückenstreifen, und queer darüber einen andern.

Der Fuchsbalg oder Fuchsschwanz wird zum Schlagen des Electrophors gebraucht, wodurch dieser electrisch wird.

Lungen und Fett des Fuchsen werden von Quacksalbern gebraucht.

18. Die Nachtigall, Motacilla luscinia, kommt mit Ende Aprils zu uns, das Männchen meist vierzehn Tage vor dem Weibchen. Jenes singt am schönsten, während das Weibchen brütet. Sind die Jungen aber ausgeschlossen, so hört die Nachtigall mit Singen auf, nach vierzehn Tagen singt sie wieder; aber nur auf kurze Zeit, und um Johanni hört sie ganz auf. Mit Ende August ziehen sie weg. Ihre liebste Nahrung sind Ameiseneyer.

19. Der Hamster, Cricetus vulgaris, gehört zu den Nagethieren, mit vier starken Schneidezähnen, die durch eine Lücke von den Backenzähnen getrennt sind; die Oberlippe ist gespalten. Es giebt auch schwarze Hamster, besonders in einigen Gegenden von Rußland; auch zuweilen ganz weiße, (Kakkerlacken). In größter Anzahl findet er sich im Thüringischen, so daß man dort in einem Jahre schon sieben und zwanzigtausend getödet hat. Seine Nahrung besteht hauptsächlich im Getreide, dann in Mohnköpfen, Obst, Bohnen, Erbsen, Wurzeln u. dgl.; dessen ungeachtet fällt er alle Thiere und selbst die größten mit Wuth an. Oft sitzt er aufrecht und stopft sich mit den Pfoten die Backentaschen voll. Diese bestehen in zweyhäutigen Säcken, welche auf der innern Seite der Wangen liegen, und bis über den Hals hinabreichen; jede Blase faßt gegen drey Loth

Getreide. In diesen Backentaschen trägt er auch das Getreide zusammen, und streicht dieselben mit den Pfoten leer. Dasselbe thut er auch sehr schnell wenn ihm ein Feind begegnet; denn mit vollen Taschen kann er nicht beißen; kommt man daher zur rechten Zeit, so kann man ihn leicht erwischen. Der gefährlichste Feind des Hamsters ist der russische Iltis, welcher ihrer mehrere zusammenschleppt, und Vorräthe von ihnen macht. Der Hamster trägt jede Art Fruchtsorte in besondere Kammern zusammen; welches man aber wahrscheinlich nur deßhalb so findet, weil er die Früchte sammelt so wie sie eben reif sind, und daher eine nach der andern. Diese Vorräthe greift er nur alsdann an, wenn er auf den Feldern nichts mehr findet. Während des Herbstes bleibt er beständig in seiner Wohnung, deren Eingang er verstopft. So wie der Winter herannaht schläft er ein. Er ist dabey völlig erstarrt, die Augen sind geschlossen, der Kopf gegen den Bauch gebogen und zwischen den Vorderpfötchen. Nur alle fünfzehn Minuten nimmt man einen Pulsschlag wahr. Auch wenn man ihn aufschneidet erwacht er nicht. Mit dem Frühling wird er wieder wach, wobey er sich erst aufwickelt, gähnt, streckt und blinzelt; dann stellt er sich auf die Füße, taumelt, athmet tief ein, geht langsam, reinigt sich mit den Vorderpfötchen und frißt. Er bessert nun seine Wohnung aus oder legt einen neuen Bau an.

Gewöhnlich wird der Hamster im Herbste ausgegraben;

ist er noch nicht eingeschlafen, so verstopft er alle Zugänge zu seiner Kammer, und sucht sich tiefer zu graben. Das Fell des Hamsters wird benutzt; vorzüglich aber werden seine Vorräthe gesucht, von denen man schon gegen hundert Pfund in einem Baue getroffen hat.

20. Die Schwalbe, Hirundo rustica. Wann sich ein Raubvogel sehen läßt, so warnen die Schwalben andere Vögel durch helles, eigenthümliches Pfeifen; sie selber entgehen ihm leicht durch die Schnelligkeit ihres Fluges. Man hat Schwalben im Herbste durch Wegschneiden einer Kralle gezeichnet, und sie fliegen lassen. In folgendem Frühjahr zeigten sie sich wieder. Wilson sah große Scharen von Schwalben über das mittelländische Meer ziehen.

21. Der Lemming, Hypudaeus Lemmus, ist eine Art Wühlmaus, welche in nördlichen und gebirgigen Ländern, vorzüglich in Norwegen sich aufhält, und durch die weiten Reisen, welche sie in großen Scharen zu gewissen Zeiten unternimmt, bekannt ist. Sie gräbt Gänge in die Erde und durch den Schnee. Wenn die Lemminge wandern, was etwa alle zwanzig Jahre geschieht, so gehen sie in mehreren Zügen nebeneinander. Jeder dieser Züge verursacht tiefe Furchen, ein bis zwey Ellen weit die eine von der andern entfernt; das Feld sieht davon wie gepflügt aus. Kein Hinderniß hemmt sie, und sie schwimmen über Flüsse und Seen. Wenn man ihren Zug stört, so setzen sie sich zur Wehre, beißen in

den Stock, und werden ihre Züge unterbrochen, so lassen sich die Nachkommenden doch nicht abhalten und schließen wieder an. Kommen sie an eine Felswand, so umgehen sie dieselbe und auf der entgegengesetzten Seite gehen wieder fort. Man hat beobachtet, daß sie sich öfters mit großer Wuth anfallen und todt beißen. Viele kommen unterwegs durchs Wasser um, oder werden von Raubthieren gefressen. Dieser Raubthiere wegen sehen die Lappländer die Lemmingszüge gern.

22. Der Staar, Sturnus vulgaris, ist ein Zugvogel und kommt im März zu uns; gegen den Winter soll er nach Egypten ziehen; er nistet in hohlen Bäumen, auch in kleinen Schlägen, welche man ihm an die Bäume hängt. Im Herbste schwärmt er zu tausenden und besucht besonders des Abends den Schilf. Schon Plinius bemerkte, und ganz richtig, daß die Staaren sich um den besten Platz streiten. Mittelst eines gezähmten Staaren kann man andere fangen; man bindet ihm Fäden die man mit Vogelleim bestrichen hat an die Beine und läßt ihn unter eine Schar fliegen; es bleiben dann öfters mehrere an den Fäden hängen und so fallen sie zur Erde.

23. Die Affen sind Vierhänder, und deßhalb zum Gehen nicht geschickt, wohl aber zum Klettern. Sie lieben besonders Früchte, Eyer, wohlschmeckende Wurzeln u. dgl. Le Vaillants Affe verstand es recht gut eine Wurzel aus der Erde zu ziehen. Er faßte sie näm-

lich zwischen die Zähne fest und schlug dann einen Purzelbaum; wodurch die Wurzel gewöhnlich losgerissen ward. Die Affen der neuen Welt sind langgeschwänzte und unter denselben namentlich viele mit einem Wickelschwanz, welcher ihnen statt einer Hand dient. Sie sind sogar im Stande einen Körper damit vom Boden aufzuheben, und damit zu tasten, indem sie den Gegenstand wohl kennen, den sie mit dem Schwanze gefaßt, auch ohne ihn erblickt zu haben. Werden solche Affen geschossen, so bleiben sie mit dem Schwanze an einem Aste hängen, und fallen erst nach einiger Zeit herab, wenn sie anfangen zu erstarren und der Schwanz sich aufrollt. Einige Affen durchsuchen den Arbeitern im Walde die Kleider oder andere Gegenstände, welche sie weggelegt haben, und nehmen was sie Eßbares finden weg. — Der Cuguar oder amerikanische Löwe verfolgt die Affen, indem er sich von Ast zu Ast fortschwingt. — Der Siamang von Sumatra ist ein langarmiger Affe, was im Texte über denselben gesagt worden, ist alles nach den Beobachtungen Duvaucel's. Das Geschrey, womit der Affe den Aufgang der Sonne begrüßt, gilt den Malayen als Zeichen zum Aufstehen; den Städtern sey dieses Geschrey unerträglich. Am Halse besitzt dieser Affe eine Erweiterung, die er auftreiben kann; dieses geschieht während er schreyt. Aehnliche aber knöcherne Erweiterungen, stehen mit dem Kehlkopf der südameri-

kanischen Brüllaffen in Verbindung. — Statt Cavallier soll es heißen Kavallerist.

24. Die Colibri, Trochyli, fliegen äußerst schnell und halten sich dann plötzlich schwebend auf einer Stelle, über Blumen u. dgl. Wegen ihrer Kleinheit und der Pracht ihres Gefieders sind sie bekannt. Ihre Federn dienten den alten Mexicanern zur Verfertigung von Gemälden. Die Frauenzimmer tragen diese Vögelchen als Schmuck im Ohr. Der Nahme Colibri bedeutet Strahlen der Sonne. Ihre Nahrung besteht in kleinen Insecten und in Honig. Wenn sie schlafen hängen sie sich an den Füßen auf, so daß ihr Kopf abwärts steht. Die kleinsten Colibri haben kaum die Größe einer Biene; sie sind aber sehr muthig. Der besternte, setzt sich öfters, wenn er mit andern größern eingesperrt ist, diesem auf den Schnabel. Bekannt ist, daß sie häufig die Beute einer Spinne werden, indem sie aus dem Gewebe derselben die Mücken zu erhaschen suchen, wobey sie übrigens mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit den Fäden auszuweichen verstehen.

25. Der Kanarienvogel, Fringilla canaria, stammt von den kanarischen Inseln ab, ist aber seit dem sechszehnten Jahrhundert in ganz Europa verbreitet; seine Farbe in freyem Zustande ist weißlich gelb, die Schwingen aber und der Schwanz sind grünlich. Je größer der Lärm, um so stärker auch sein Geschrey. Die Kanarienvögel suchen sich darin gegenseitig zu übertreffen, und

in ihrem Wetteifer strengen sie sich öfters so an, daß sie todt vom Sedel fallen. Sie lassen sich auch zu Künsten abrichten, lernen sich todt stellen, wenn man schießt u. dgl. Besonders handeln die Tyroler mit Kanarienvögel und geben sich mit der Zucht derselben ab.

26. Die Wandervögel. Wenn die Reiher fliegen so strecken sie die Beine hinten aus und legen Kopf und Schnabel auf die Schultern. Den gemeinen Reiher Ardea cinerea sieht man sehr häufig an der Aar zwischen Bern und Thun; er ist besonders auf Forellen erpicht und geht beym Mondschein unter lautem Geschrey den Bächen nach. Die Rohrdommel, Ardea stellaris, lebt einsam in Sümpfen, hält oft den Schnabel abwärts auf die Brust gesenkt und lauert auf Fische. Wenn man ihr nahet, so streckt sie Kopf und Schnabel gerade in die Höhe. Der Kibiz, Vanellus cistatus, besitzt einen etwas hängenden Federbusch; nahet man seinem Neste, so fliegt er um dasselbe herum. Der Flammingo, Phoenicopterus ruber, lebt eigentlich am Meer, vorzüglich am Mittelländischen. Sehr selten verfliegt er sich in die Schweiz. Sein Schnabel ist sehr stark und knieförmig gebogen, der Hals ist äußerst lang, das Gefieder scharlachroth und die Schwungfedern sind schwarz. Die Löffelgans, Platalea leucorodia, hat daher den Namen, weil ihr langer dünner Schnabel an seinem Ende scheibenförmig sich ausbreitet. Ihr Körper ist weiß und ihre Kehle unten roth. Sie lebt mehr im nördlichen Europa

und erscheint nur sehr selten in der Schweiz. Der Purpurreiher, Ardea purpurea, ist größtentheils rothbraun mit Purpurschimmer. Der Silberreiher, A. Egretta, ist durchaus weiß, nur die Füße sind röthlich. Der Pelikan, Pelecanus Onocrotalus, hat einen sehr langen und weiten Schnabel, am Unterschnabel einen großen häutigen Sack. Sein Geschrey gleicht dem des Esels, er lebt am Mittelländischen Meere und an der Donau, selten verfliegt er sich in die Schweiz. — Die Schnepfen nehmen bey ihren Wanderungen stets denselben Weg; sie mekern während dem sie wandern, daher sie auch Himmelsziegen genannt werden. Der Fluhvogel, Accentor alpinus, lebt nur auf den Alpen über dem Holzwuchs, im Winter zieht er in niedere Gegenden; er singt sehr angenehm.

27. Der Pfefferfresser, Rhamphastos picatus, lebt in Südamerika, oft in Gesellschaft der Geyer. Ein großer Schnabel, ein großes Auge zeichnet ihn vor allen Vögeln aus. Seine Zunge ist wie eine plattgedrückte Feder, oder wie ein Fischbein, das zu den Seiten ausgefranst ist. Er liebt Früchte, noch mehr aber Fleisch, und wirft die Bissen oft in die Höhe, fängt sie dann mit dem Schnabel wieder auf. Wenn er seine Beute im Schnabel hat, so macht er zuweilen ein hohles, rasselndes Geräusch, wobey Schnabel und Flügel in zitternde Bewegung gerathen. Hat er Speise verschluckt, so bricht er sie wieder aus dem Kropf in den Schnabel,

und wiederkaut sie gleichsam. Besonders der Oberschnabel ist sehr dick, aber leicht, hohl und mit Zellen versehen. Des Abends setzt er sich auf den Gipfel eines Baumes, macht allerley Geberden und kräht dazu. Daher wird er in seiner Heimath Prediger genannt. Wenn er schlafen will, legt er den Schnabel auf den Rücken in die Schwanzfeder, wie im Texte angegeben ist.

28. Das Rothbrüstchen, Motacilla Rubecula, kommt schon im März zu uns und zieht im October weg; einzelne bleiben auch den Winter über bey uns. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Mücken und Würmern. — Die Meisen hacken einander die Köpfe ein, wenn mehrere beysammen gefangen gehalten werden.

29. Der Kukuck, Cuculus canorus, erscheint bey uns wann die Primula veris blüht. Sein Gefieder gleicht dem des Sperbers. Daher die Vögel, wenn er vorüberfliegt, vor ihm fliehen. Er legt seine Eyer meist auf die Erde und soll sie dann im Schnabel in die Nester anderer Vögel tragen. Der junge Kukuck schiebt seinen Schwanz unter die Eyer, welche im gleichen Neste liegen, oder unter die ausgebrochenen kleinen Vögel, und wirft sie aus dem Neste heraus. Seine Pflegeeltern haben große Noth ihm genug zu fressen zu bringen, und da der Kukuck sehr schnell wächst, sieht man öfters einen kleinen Vogel auf dem Rücken des Kukuck sitzen, und ihm das Fressen in den Schlund stecken. Die Pflegeeltern werden darin von andern Vögeln unterstützt. Man

hat eine ganz junge, noch nicht flügge Drossel mit einem ebenfalls jungen Kukuck in einen Käfig gethan; die Drossel konnte bald allein fressen und fütterte hierauf den jungen Kukuck. Er legt alle acht Tage ein Ey, die Eyer sind verschieden gefärbt, und sehr klein, im Verhältniß zu seiner Größe. Er lebt paarweise und verjagt andere Kukucke aus seinem Revier. Wahrscheinlich reist er im Herbste des Nachts weg, indem gefangene Kukucke beym Mondschein mit den Flügeln schlagen. Nur sehr schwer läßt er sich den Winter über erhalten und stirbt meist gegen Ende des Jahrs; er zerknickt dabey seine Federn. Zuweilen findet man ihn auch im Winter im Freyen, in Baumlöchern und mit zerzausten Federn. — Die genannten verschiedenen Arten Kukucke sind fremde, nämlich: Cuculus auratus, ist klein mit grün goldenen Flügeln. C. cayanus aus Cajenne, ist braun mit langem, gestafeltem Schwanz. C. tranquillus ist grau schwarz, mit rothem Schnabel und rothen Augen, lebt in Südamerika. Der Honigkukuck, C. indicator lebt am Cap und liebt besonders den Honig. Die Einwohner folgen ihm daher, er fliegt voraus und verräth ihnen die Bienen. Auch der Honigdachs soll diesem Kukuck folgen.

30. Das Rennthier, Cervus tarandus, lebt nur im hohen Norden, und vorzüglich durch dasselbe werden jene Länder bewohnbar. Man hat versucht es weiter nach Süden zu verpflanzen, namentlich nach Schott=

land und Preußen; allein diese Versuche sind mißlungen. Mit seinem breiten Schaufelgeweih scharrt es den Schnee hinweg, um das Rennthiermoos, eine Flechtenart, zu erlangen. Jährlich wirft es dieses Geweih ab, wie der Hirsch. Seine Hufe klappern im Gehen. Es macht den Reichthum der Lappländer aus, und Reiche besitzen Heerden von zweytausend Stück. Den wilden Heerden folgen eine Menge Raubthiere. Die größte Feindin des Rennthiers ist aber eine Dasselfliege, und viele werden sogar durch die Larven derselben zu Tode geplagt, und die Häute der Rennthiere oft ganz durchlöchert und unbrauchbar. Wegen dieser Plage ziehen die Lappländer im Sommer in höhere Gegenden.

31. Der Wiedehopf, Upupa epops, heißt auch Kukukslakey, weil er vor dem Kukuck ankömmt. Sein Geschrey hört man häufig, besonders wann er kommt und geht. Abergläubische Leute meinen, es bedeute Krieg. Er nährt sich von Würmern, durchsucht deßhalb hohle Bäume und Düngerhäufen. In Egypten soll er in Abtritten nisten. Er bemächtigt sich öfters der Nester anderer Vögel. Gezähmt macht er allerley Sprünge, lebt aber nicht lange in der Gefangenschaft. Sein Nest hält er sehr unreinlich.

32. Die Singdrossel, Turdus musicus, ein Zugvogel, klebt ihr Nest, weil sie frühe nistet, mit einer Lehmschicht aus; wodurch die kalte Luft abgehalten wird.

33. Der Gimpel, Loxia Pyrrhula, baut ein schlechtes Nest in dicht stehenden, jungen Gebüschen,

sein eigener Gesang ist unangenehm; er lernt aber leicht die Weisen anderer Vögel; die man ihm vororgelt, und ist in Zeit von dreyviertel Jahren als Kunstsänger erzogen. Er lernt etwas schwer, wiederholt aber unaufhörlich was man ihm vorspielt. Sein Gedächtniß ist sehr treu; er kennt seinen Herrn nach langer Abwesenheit wieder und ist ihm sehr zugethan. Seine Nahrung besteht in Körnern und Beeren; von diesen nimmt er nur den Saamen und wirft das Fleisch weg. Die Vogelsteller gebrauchen ihn auch um andere Vögel, deren Lieder er gelernt hat, ins Garn zu locken.

34. Der Schneidervogel, Motacilla sutoria, ist wie ein Kanarienvogel gefärbt. Er lebt in Ostindien, und baut sein Nest aus zwey Blättern, indem er ein abgefallenes an ein hängendes, mittelst zarter Pflanzenfasern annäht. Mit seinem spitzen Schnabel macht er die Löcher in das Blatt und zieht die Fasern hindurch.

35. Die Pinguine, Aptenodytes, haben keine Schwungfedern und ihre Flügel sind nur Lappen die am Körper gerade herunter hängen; auch die Federn am Körper, sind ganz kurz und haarähnlich. Sie können nicht fliegen, schwimmen dagegen gut, wobey sie bis an den Hals im Wasser stecken. Sie gehen aufrecht und etwas watschelnd; leben in großen Scharen beysammen, und stellen oft geregelte Reihen dar. Man kann sich ihnen nähern und sie fliehen nicht immer weg, drehen dabey ihre Köpfe links und rechts, und verführen ein arges

Geschrey. Ihre Stimme gleicht der menschlichen, und Matrosen, welche sich unter diese Vögel begaben, legten ihr Schreyen auf verschiedene Weise aus. Tritt man zu ihnen heran, so fahren sie einem auf die Beine los; daher man sich mit Stöcken waffnet und sie todt schlägt. Oft nehmen sie aber die Flucht und verstecken sich ins hohe Gras, worin sie deutliche Fußpfade getreten haben. Sie halten sich in der Südsee, auf den Malouinen auf, und den Falklandsinseln, wo sie sich zum Brüten versammeln und auch nur so lange aufhalten bis sie ihre Jungen aufgezogen haben. Ihre Eyer legen sie in Erdlöcher, oft reihenweis; wenn das Weibchen sich wegbegeben will, so rollt es das Ey dem Männchen zu, welches sich unterdessen darauf setzt, und wann einer dem Meere zugehen will und bey den übrigen vorbey, hacken sie mit den Schnäbeln auf ihn los und er muß so Spißruthen laufen. Während dem sie sich mausern, greifen sie einander heftig an und zerstreuen sich und wann sie neues glänzendes Federkleid erhalten haben, kommen sie wieder zusammen und leiden keinen der nicht glatte Federn hat. Die Jungen werden von den Alten ins Wasser gestoßen. Im Schwimmen sind sie äußerst flink und schnellen sich öfters wie die Mackrelen über das Wasser. Ihre Federn liegen so dicht an, daß das Schrot abprellt, auch tauchen sie unter wenn man auf sie schießt. Der größte und schönste Pinguin ist der Patagonische.

36. Das Goldhähnchen, Motacilla regulus,

ist der kleinste europäische Vogel, grün, mit goldgelbem Fleck auf dem Kopf. Er lebt besonders in Tannenwäldern, in Gesellschaft der Tannenmeise, mit welcher er auch umher zieht, jedoch selten den Wald verläßt. Er hängt sich verkehrt an die Zweige und singt fast immer. Sein Nest ist wie ein Ball und enthält acht und mehr Eyer, die nicht größer als Erbsen sind. Bey uns ist er ein Standvogel, in nördlichen Gegenden aber zieht er im Herbste südwärts, und zwar, so klein er ist, weite Strecken über das Meer und kommt oft ganz ermattet an den Küsten von England und Schottland an.

37. Die Elster, Corvus pica, lebt paarweise und gehört zu dem Geschlechte der Krähen. Bekanntlich stehlen die Elstern gern glänzende Dinge; und Menschen, auf welche der Verdacht des Diebstahls fiel, wurden schon deßhalb gehangen; auch verstecken sie Lebensmittel. Sie überfallen kleine Vögel und fressen deren Eyer auf. Sie lernen Worte nachsprechen. An vielen Orten herrscht der Glaube, daß ihr Flug über den Weg einem als Warnung gelte vor Gefahr.

38. Das Murmelthier, Marmota alpina, lebt auf den Alpen, an der Schneegrenze. Es gräbt Gänge mit engen Oeffnungen, welche abwärts zu einem Kessel führen, der oft sechs Schuh Weite hat, und mit Heu bedeckt ist. — Sein Pelz ist lang und die Ohren sind darunter verborgen. Die Oberlippe ist gespalten. Sein Geruchorgan ist außerordentlich scharf. Mehrere halten

sich familienweise beysammen, und stellen Wache aus, welche sehr hell pfeift, sobald sie Gefahr wittert; darauf pfeifen die andern nach und fliehen. Sie sonnen sich gern in der Nähe ihrer Wohnung, gewöhnlich auf einem Stein. Man kennt die Stelle auf der sie sitzen, indem sie abgerieben ist. Bey trübem Wetter halten sie sich still in ihren Höhlen. Nach Michaelis verstopfen sie mit Heu und Erde die Gänge, fasten dann etwa vierzehn Tage lang und schlafen nun ein. Sie liegen nahe bey einander, zusammengerollt, den Kopf zwischen den Hinterbeinen, die Augen geschlossen. Nun vermindert sich ihr Athem und Blutumlauf, sie werden kalt, steif und unempfindlich; so daß sie selbst nicht erwachen, wenn man sie aufschneidet. Ihr Schlaf hält bis Mitte Aprils an. Wenn sie aufwachen sind sie sehr mager, sie fangen dann an zu schnarchen, sich zu strecken und stehen auf die Beine. Die Savoyarden richten das Murmelthier zum Tanz und zu allerley Künsten ab.

39. Der Sperling, Fringilla domestica, ist in der ganzen Welt verbreitet, wo es Getreide gibt; er verbreitet sich auch immer mehr, so z. B. mit dem weitern Anbau immer tiefer nach Sibirien. Der Sperling frißt fast alles, liebt aber besonders Raupen, und Bradley beobachtete, daß zwey Sperlinge in der Stunde vierzig Raupen zu Neste brachten, dieses giebt für den Tag, zu zwölf Stunden denselben gerechnet, vierhundert achtzig Raupen. Wie wohl er sich in der Nähe der

Wohnungen aufhält, so ist er doch äußerst listig und schwer zu fangen. Gespannte Fäden, Schlingen, Netze und Leimruthen meidet er; dagegen hält ihn die Vogelscheuche nicht von den Gärten und Feldern ab. Er legt dreymal des Sommers, jedesmal fünf bis sieben Eyer; schon im März fängt er damit an; er legt wohl zum viertenmal wenn man ihm das Nest zerstört, und immer wieder an denselben Ort. Selten baut er auf einem Baum, macht aber dann über sein Nest ein Dach von Stroh oder Heu. Zuweilen legt er auch seine Eyer in ein Schwalbennest.

40. Der Ibis, Ibis sanctus, wird auch zu dem Geschlechte Tantalus, das den deutschen Namen Schlucker oder Nimmersatt führt, gezählt. Von den alten Egyptiern wurde er als heilig verehrt. Er wurde in Tempeln auferzogen und gieng in den Straßen zu tausenden ungehindert umher, und die Tödtung desselben wurde mit dem Tode gestraft. Sie balsamirten ihn ein und setzten ihn, verwahrt in Urnen, zu den Mumien der Menschen. Sie glaubten er leite die Entwickelung seiner Jungen nach dem Monde, ordne seine Nahrung nach demselben, gebe die Eyer aus dem Schlund von sich und Merkur habe in der Gestalt des Ibis den Menschen Künste und Wissenschaft gebracht u. dgl. Man glaubt auch von ihm noch in spätern Jahren, er habe die edle Kunst des Klystirens erfunden; daher denn auch die Herren Apotheker als Sinnbild ihrer Weisheit einen Ibis im

Wappen führen; heutzutage aber nur noch einen Storchen. Füße, Kopf und Schnabel des Ibis sind nackt. Seine Federn sind besonders um den Schwanz zerschlissen und sehen fast wie Wolle aus.

41. Der Bär, Ursus Arctos, hält sich vom October bis zum April in seiner Höhle auf, oder in einem Loche, das er sich am Stamm eines Baumes gegraben und welches er mit Moos ausgepolstert hat. Im Herbst ist er sehr fett, gegen den Frühling aber wird er mager, alsdann schälen sich seine Fußsohlen ab, weßhalb es ihm empfindlich wird darauf zu treten. Er frißt fast alles; der schwarze Bär vorzüglich Pflanzen, Obst und Honig, der braune Bär mehr von Thieren die er erschlägt, oder zwischen den Vorderbeinen zerdrückt. Vor einigen Jahren ließ man in England einen rassirten Bären für Geld sehen und gab ihn für einen Menschen aus, von besonderer Mißbildung, bis man endlich den Betrug entdeckte.

Er beißt nur selten und reißt den Thieren, welche er erwischt hat, die Haut ab. Russische Jäger tanzen vor dem Bären, wenn sie ihm begegnen, reden ihn an und entschuldigen sich, daß sie nun gezwungen seyen mit ihm zu kämpfen.

42. Das Kameel, Camelus arabicus, Drommedar, ist der Reichthum des Arabers, der von ihm alles benutzt, Fleisch und Milch, Fell und Haare, und zum Brennen sogar den trocknen Mist. Nur durch das Ka-

meel ist es den Menschen möglich die großen, sandigen Wüsten Afrikas und Asiens zu durchreisen, was bekanntlich in Karavanen geschieht. Musik liebt es; daher man es auf der Reise durch die Töne einer Pfeife ermuntert. Es wittert schon von weitem das Wasser, und wenn es lange gedurstet hat, geht es geraden Weges und rasch darauf zu und bäumt sich vor Freuden, wann es dasselbe erblickt. Oefters glaubt man über stark erhitzten Ebenen, vorzüglich in Afrika einen See zu erblicken; kommt man aber in die Nähe, so findet man Salz, welches den Boden bedeckt; auch wird durch Luftspiegelung öfters das Bild einer Landschaft dargestellt. — Neben den vier Mägen, welche das Kameel mit allen Widerkäuern gemein hat, besitzt es noch einen fünften, den Wassermagen, der aus mehrern hundert Löchern besteht, in denen sich das Wasser, welches das Kameel in großer Menge zu sich nimmt, ziemlich rein erhält und weßhalb in größter Noth die Reisenden in der Wüste ein Kameel tödten, um sich durch dieses Wasser noch zu retten. Die Schwielen, welche es an den Beinen hat und vornen an der Brust, sind ihm angeboren, und wenn es auf den Boden kniet, kommt es auf diese Schwielen sich zu stützen. Es tritt nicht auf die Hufe auf, sondern auf die Ballen unter denselben. Der Höcker besteht aus Fett und ist mit langen Haaren bedeckt. Das Dromedar hat nur einen Höcker, das Trampelthier oder indische Kameel dagegen hat deren zwey.

43. Der Seehund, Phoca vitulina, kömmt oft an den Strand; man trifft da zuweilen viele dicht beysammen liegend an; sie sonnen sich und schlafen, wobey sie laut schnarchen. Die Ohrmuschel fehlt ihm, die Vorderfüße sind kurz und flossenartig; jedoch sind die Zehen mit den Nägeln daran noch deutlich erkennbar. Wenn die Robben am Lande liegen, halten sie diese Vorderfüße unter der Brust eingebogen. Ihr Leib ist lang, spindelförmig, sehr fett, weßhalb man sie auch tödtet und den Speck aussiedet; hinten am Leibe, und gerade ausgestreckt liegen die Hinterfüße, welche wie Lappen aussehen, jedoch noch mit Nägeln versehen sind. Ihr Haar ist ganz glatt, borstig und glänzend. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen, so wie sie einen erblicken, geifern sie. Sie folgen den Häringszügen. Feuer lockt sie an, so wie Musik, und auf alles, welches ihnen fremd ist, sind sie neugierig. Zu gewissen Zeiten kämpfen sie unter einander, wobey sie sich heftig verwunden. Ihre Jungen lieben sie zärtlich, tragen sie bey Gefahr im Maule fort. Wenn die Jungen ums Leben kommen, sollen die Alten Thränen vergießen. Sie brechen im Kampfe Wasser aus, heben sich dabey empor und bellen fast wie Hunde. Die Robbenfänger tragen lange, mit Eisen beschlagene Stöcke, und schlagen sie damit auf die Nase, wodurch sie leicht getödtet werden. Erwischen die Seehunde den Stab, so fliehen sie damit weg und dem Meere zu. Im Gehen krümmen sie den Rücken

und schnellen und rutschen fort, indem sie sich abwechselnd auf Vorder- und Hinterleib stützen. Ihre Nasen sind geschlossen, und nur wann sie athmen, öffnen sich dieselben. Kein Thier wird so leicht zahm wie der Seehund.

44. Der Maulwurf, Tulpa europaea, zeigt vorzüglich gutes Geruchsorgan und seine Nasenmuscheln sind auch vielfältig gewunden; sein Auge dagegen ist kleiner als ein Mohnkorn, und er sieht auch nicht gut. Seine Vorderfüße sind sehr breit, mit starken Nägeln versehen, die Beine sehr kurz aber stark, die Hinterfüße dagegen, welche nur zum Graben eingerichtet, sind wenig größer wie bey einer Maus. Nur im Frühjahr sieht man ihn über der Erde, sonst unter derselben; in dieser hat er viele Gänge einen halben Schuh tief gegraben, im Winter dagegen wühlt er sich bis auf fünf Schuh Tiefe ein. Seine Wohnung ist sehr künstlich, hält etwa einen Schuh im Durchmesser, und liegt etwas ab vom Maulwurfshaufen. Die Wände sind glatt und fest und der Boden in der Mitte etwas erhöht, damit das Wasser ablaufe. Sie leben paarweise beysammen. Wenn sich zwey unter der Erde aufsuchen, so werfen sie viele Haufen auf. Er ist kein schädliches Thier; er nährt sich hauptsächlich von Würmern, Larven, Maykäfern u. dgl. Die Würmer fliehen ihn auch schon in einiger Entfernung. Von Pflanzen nährt er sich weniger; doch findet man in seinem Neste öfters die Zwiebeln der Zeitlose.

45. **Das Faulthier**, Bradypus tridactylus, hält sich in Südamerika auf. Sein Gesicht ist menschenähnlich; der Körper ganz bedeckt mit langen, groben Haaren; seine Vorderfüße sind länger als die hintern, und jeder ist mit drey sehr langen, starken und gekrümmten Klauen versehen. Die Vorder- und Eckzähne fehlen ihm und die Stockzähne stehen entfernt von einander. Was man früher von seiner außerordentlichen Langsamkeit erzählte, daß es einige Minuten gebrauche, um ein Bein aufzuheben und wieder abzusetzen, daß es zum Erklettern eines Baumes mehrerer Tage bedürfe, und so lang auf demselben verweile, bis es ihn vollkommen entlaubt habe, sich alsdann zusammenkugele und fallen lasse, ist unwahr. Immer bewegt es sich langsam, besonders auf der Erde, schlägt dabey die Krallen unter die Sohlen, und ächzt, bis es einen Gegenstand erreicht hat, an welchem es emporklettern kann. An den Aesten eines Baumes geht es ziemlich schnell, aber immer unter denselben, und bleibt auch so im Schlafe hängen; dieses kann es vermöge der Stellung seiner Nägel und der großen Kraft seiner Beugemuskel. Es geht von einem Baum auf den andern, wie die Indianer sagen, immer wann der Wind weht, indem es alsdann den Zweig eines andern Baumes leichter erwischen kann. Es wird zahm und sucht, wenn man es auf den Boden setzt, immer auf einen Gegenstand empor zu klettern, z. B. auf eine Stuhllehne u. dgl. Es bewegt seine Vorderfüße nach allen Rich-

tungen, um irgend etwas zu suchen, an welchem es sich festhalten kann, und auf einem glatten Boden würde es sich kaum von der Stelle bewegen können. Es vertritt unter den Thieren dieselbe Stelle, wie die rankenden Gewächse im Pflanzenreich.

46. Der Bieber, Castor fiber, lebt in Süd-Amerika familienweise beysammen, ist aber schon durch Ansiedelung der Europäer in entfernte Wildniß verdrängt worden. Er hält sich an Seen und kleinen Flüssen und Bächen auf. Durch seine Bauten, an denen die Bieber gemeinschaftlich Theil nehmen, ist er bekannt. An einem Bach oder kleinen Fluß machen sie zuerst einen Damm, der unten gegen zwölf Fuß Breite hat, nach oben zu etwa drey Fuß und gegen den Lauf des Wassers einen Bogen bildet. Finden sie einen Baum am Ufer, so fällen sie diesen zuerst, indem sie ihn unten am Stamme durchnagen, und es so einrichten, daß er queer über das Wasser fällt, dann schneiden sie oberhalb dieser Stelle kleinere Bäume ab, und daraus einige Fuß lange Stücke, bringen sie ins Wasser, das sie dem Baume zuschwemmt. So häufen sie Pfähle auf Pfähle und tragen mit den Vorderfüßen Erde dazwischen, so daß nach und nach der Damm ziemlich stark wird, und durch späteres Anwachsen von Gesträuchen immer mehr sich befestigt. Durch den Damm gewinnen sie eine ruhige Wasserfläche und an dieser bauen sie nun ihre Hütten und zwar jede Familie eine. Die Hütten sind ziemlich geräumig, haben

bis acht Schuh im Durchmesser und sind mit festem Dach überwölbt. Der Ausgang führt unter das Wasser. Sie halten ihre Wohnung sehr reinlich und bedecken den Boden mit Tannennadeln. Haben sie ihre Hütten erbaut, so sammeln sie Holz und häufen es in der Nähe auf. Einzelne Bieber, wie solche in Rußland und auch hie und da noch im östlichen und nördlichen Deutschland gefunden werden, halten sich nicht in Gesellschaft beysammen, sondern nur paarweise, und graben ohne Kunst Höhlen ins Ufer. Amerikanische Bieber, welche man in Gefangenschaft hält, werden zutraulich und zeigen auch da den Trieb, Holz zusammen zu schleppen und aufeinander zu häufen. Man fängt den Bieber besonders des Winters, indem man Löcher in das Eis schlägt und ihn alsdann in seiner Wohnung aufstört; er flüchtet sich unters Wasser, geht aber, um zu athmen zu den Löchern, bey denen er erschlagen wird. Seine Nahrung besteht in Rinde und in Fischen.

47. Der Ochs, Bos taurus, wirft seinen Gegner zu Boden und stößt ihm die Hörner in den Leib; der Büffel dagegen kniet auf den besiegten Feind, kehrt auch zu ihm zurück, faßt ihn mit den Zähnen und giebt ihm wiederholt Tritte. Unerschrockene Kämpfer retteten sich bey Stiergefechten dadurch, daß sie dem Stier, welcher auf sie zurannte und den Kopf zum Stoße niederbog, auf die Stirn traten und so über die Schranken sprangen. In Süd=Amerika giebt es sehr viele verwilderte Rinder,

die Guanchos reiten ihnen zu Pferde entgegen, und werfen dem Stier den sie einfangen wollen eine Schlinge um Hörner und Nacken. In Italien leitet man die Büffel an einem Ring, den man ihm durch die Nase gestoßen hat.

48. **Der Elephant**, Elephas maximus, lebt in Sumatra in großen Heerden; er badet sich gern und wälzt sich im Wasser. Wann er liegt, streckt er die Hinterfüße aus; er liebt den Geruch der Blumen und hält mit dem Rüssel den Strauß, den man ihm bietet. Einzelne Elephanten sollen zuweilen von den Heerden ausgestoßen werden; sie kommen dann aus den Wäldern in die Gärten und in die Dörfer und verwüsten alles was ihnen im Wege steht. Man fängt den Elephanten dadurch, daß man hinter ihn schleicht und ihm Schlingen von starkem Leder um die Hinterfüße wirft. Ganze Heerden werden aber auf die im Texte angegebene Weise durch Lärmen und durch Feuer in ein Pfahlwerk getrieben. — Seine Nahrung nimmt er mit dem Rüssel und bringt sie durch diesen in das Maul; auch mit Getränke füllt er diesen und spritzt es sich dann in den Schlund. Die größten Elephanten sind die Mahraten-Elephanten; diese tragen auch den Kopf am höchsten. Die Ohren des Asiatischen sind lang und breit wie Schurzfelle. Er wird durch seinen Führer, Kornack geleitet, und wie Heber bemerkt, geht in Ostindien dem Elephanten ein Mann voraus, der ihm sagt wo er hintreten soll. Er zeigt bey der Arbeit viel Ueberlegung: wann er einen

Balken zum Bauplatze schleppt, so hebt er ihn über einen andern, der ihm etwa im Wege steht. Man erzählt von einem Elephanten der hinter einer Kanone gieng, daß er das Rad aufhob, als ein Artillerist unter dieselbe gefallen war und Gefahr lief zerquetscht zu werden. Ehmals bediente man sich im Kriege des Elephanten, nun aber nicht mehr, weil ihn das Feuer sehr scheu macht und er alsdann auch auf die Freunde losgeht. Zur Jagd gebrauchen ihn die Großen in Ostindien. In Siam wird der weiße Elephant hoch geehrt, weil man glaubt, daß die Seele der verstorbenen Könige die Gestalt solcher Elephanten angenommen haben. Derjenige, welcher einen weißen Elephanten entdeckt, wird für den glücklichsten Menschen gehalten, bekömmt eine Silberkrone, und ein großes Stück Land.

49. Der Esel, Equus asinus, findet sich noch wild in einigen Gegenden Asiens und streift dort in Heerden umher. Er ist äußerst unbändig, wachsam und scheu. Er heißt Onager und wandert im Herbst nach Ostindien, im Frühling in die Tartarey zurück. Zu dem Geschlechte des Esels gehören noch: Dschiggetai E. Hemionus, der etwas größer als ein Esel ist, und in den Wüsten der Mongoley ebenfalls heerdenweise lebt; das Zebra und der Quagga, welche durch die vielen Queerstreifen vom Rücken gegen den Bauch gezeichnet sind. Die zahmen Esel in Italien und Spanien sind größer, muthiger und lebhafter als die unsrigen. Es ist

verboten sie auszuführen. Die Eselsmilch hat sehr wenig Fett und wird gegen Schwindsucht häufig angewendet.

50. Die Biene, Apis melifica. In einem Bienenstock sind dreyerley Arten Bienen, Königin, Drohnen und Arbeiter. Die Königin, welche etwas größer ist als die übrigen Bienen, hält sich meist bey den Waben auf, und legt alle Vormittag gegen zweyhundert Eyer, die einen in die Zellen der Arbeiter, die andern in die der Drohnen, Königineyer, gemeiniglich drey bis vier, in ihre eigenen Zellen. Die Arbeiter bauen gerade so viel Zellen als nothwendig sind. Die Drohnen haben keinen Stachel, sind etwas größer als die Arbeitrr, umgeben die Königin und können verglichen werden mit den Staubgefäßen der Blumen, die Königin mit dem Stempel. Drohnen und Königin bezwecken, wie die Blume, die Erhaltung des Geschlechtes. Die Arbeiter besitzen einen Wehrstachel und alle Werkzeuge zum Einsammeln des Wachses und des Honigs. Ihr Leib ist voll Haare, welche Seitenäste haben; an den Füßen dagegen sind die Haare einfach und stehen sehr dicht an den hintern Füßen; man heißt diesen Theil auch Bürste, woran sich der Blüthenstaub hängt. Am dritten Stück der Hinterfüße befindet sich eine Aushöhlung; diese heißt man die Schaufel, in welche sie den Samenstaub bürsten, wodurch die sogenannten Wachshöschen gebildet werden. Sie beißen den Saamenstaub mit den Kiefern ab, den Honig aber

schlürfen sie durch den Saugrüssel aus den Blumen ein, und so fliegen sie mit dem Wachs an den Füßen und dem Honig im Magen dem Stocke zu, wo sie sich von ihrer Last entladen, und wobey ihnen andere Bienen behülflich sind. Das Wachs wird zum Bauen der Zellen verwendet und der Honig in dieselbe ausgebrochen. Aus den Eyern, welche die Königin in die Brutzellen legt, gehen die Maden hervor, welche von den Arbeitsbienen ernährt werden. Nach einigen Tagen machen sie ein Gespinnste über die Zelle und verpuppen sich. Aus diesen Puppen kommen die jungen Bienen hervor. Vergleicht man den ganzen Bienenstock mit einer Pflanze, so vertreten die Arbeitsbienen die Stelle der Wurzeln und der Blätter, und sind, wie diese, unvollendete Blüthen; es bilden also die Arbeiter den eigentlichen Stock der Pflanze. Im Juli sterben die Drohnen und werden von den Arbeitern aus dem Korbe ausgestoßen, das heißt man die Drohnenschlacht. Die Drohnen können in ihrem Absterben mit den Staubgefäßen einer Blume verglichen werden, welche abfallen, so wie die Frucht anfängt zu reifen. So sind demnach die Haupttheile einer Pflanze in dem Bienenstock repräsentirt, nur sind die Theile zerfallen und individualisirt. Die Aehnlichkeit zwischen Bienenstock und einer Pflanze kann aber noch weiter fortgeführt werden. Den ganzen Stock kann man, in seiner Reife, zur Herbstzeit mit einer Frucht vergleichen, in welcher sich auch wieder alle Theile der

Pflanze wiederholen. Das Wachs stellt die ölige Schale dar, der Honig das süße Fleisch der Frucht, und die einzelnen in ihrem Winterschlummer halb erstarrten Bienen, die Samenkörner.

Erklärung der Wörter Aarauer Mundart.

Abe : hinab.
Aebberi : Erdbeeren.
Aecht : wohl.
Aemel : wenigstens.
Alei : allein.
Anke : Butter.
As me säit : Wie man sagt.
Au : auch.
Augschte : August.
Bagge : Backen.
Bäte : beten.
Bhusig : Behausung.
Bicke : picken.
Bischt : bist.
Bitzli : Bißchen.
Blätzli : Plätzchen.
Blätzlene : Abschnitzel.
Blösli : bloß, kaum.
B'schtoh : bestehen.
Blüeschtli : Blüthe.
Blutti : bloße.
Brotis : Braten.
Buese : Brust, hier Sack.
Büggeli : Locken.
Chefene : Käfige.
Chile : Kirche.
Chischterig : heiser.
Chlädere : klettern.
Chräble : kratzen.
Chreie (d') : Krähen.
Chriesbaum : Kirschbaum.
Chriesi : Kirschen.
Chröschpele : Kleines Geräusch machen.
Chuche : Küche.
Chünscht : Künste.
Chüschele : flüstern.
Chute : brausen.
Chuze : Kauzen.
Dätsche : Breitschlagen.
Däil : Theil.
Derigi : dergleichen.
Döblene : Pfötchen.
Dolet : duldet.
Döschениere : das Frühstück.
Dübli : Täubchen.
Düfelsnätt : wörtl. Teufelsnett
Dührli : Thürchen.

Duhret, dauert.
Dür'es: dörren es.
Durribischt: abgefeimteste.
Düssele: leise auftreten.
Eläi: allein.
Eme: einem.
Enand: einander.
Eus: uns.
Ewäg: weg.
Fäiß: fett.
Fänschter: Fenster.
Finklis: die Familien der Finken.
Fladern: flattern.
Flumigi: flaumige.
Föhnd: fangen.
Förchtibutz: Feigling.
Füre: hervor.
Furre: Furche.
Furt: fort.
Gäli: gelbe.
Gäll: gelt.
Gänd: geben.
Geschder: gestern.
Geuie: ob sie gehen.
Ghüderchratte: ein Korb für den Kehrigt.
Gihre: knarren.
Gläit: gelegt.
Glitzrige: glitzernde, glänzende.
Gnagen: nagen.
Gnischtig: wühlerisch.
Gohni: gehe ich.
Grümpelgmach: Schwarzzeugkammer.
Gschochen: gescheut.
Gschpöhnli: Gespähnchen.
Gschwäige: beruhigen.
Guenig: naschhaft.
Güggele: sehen.
Guldig: golden.
Gumpe: hüpfen.
Gwunderfizig: neugierig.
Gwunderig: neugierig.
Hani: hab ich.
Häusche: heischen.
Hocke: niedersitzen.
Hörli: Härchen.
Hube: Haube.
In'ech: ich euch.
Is: Eis.
Käis: kein.
Läbig: lebendig.

Läsen: suchen, aussuchen.
Läufterli: ein kleines Fensterchen.
Lischt: List.
Löße: Lassen.
Lüpfe: emporheben.
Mählchrügeli: Mehlkügelchen
Z'mäie: zu mähen.
Mäierisli: Mayenglöckchen.
Mängem: Manchem.
Mängisch: manchmal.
Mäusi: Meise.
Me's: man es.
Morn: morgen.
Mümpfeli: Mundvoll.
Murmelthierli: Marmotten.
Mis: mein.
Müsli: Dim. von Maus.
Näschthöck: wörtlich Nestsitz.
Nödeli: Nadel; zuweilen für Nadelstich.
Nume: nur.
Nüschtern: durchstöbern.
Obe oder Obed: Abend.
D'Obige: die Abende.
Oeppe: etwa.
Oeppis: etwas.
Raiten: den Hanf von Hand brechen.
Rätschen: Hecheln.
Rif: Reif.
Rischte: Hanf.
Ritiseile: schaukeln.
Rode: rühren.
Säge: Segen.
Säit: sagt.
Samedigs: sammtnes.
Scheilene: Schenkelchen.
Schlüfe: schlüpfen.
Schlänggeret: schlenkert.
Schlegel: eine kothige Schleppe.
Schloht: schlägt.
Schtafle: Staffeln.
D'Stäge: Stiege.
Schtai: Steine.
Schtärne: Sterne.
Schtärnli: Sternchen.
Schtrau: Stroh.
Schtroß: Straße.
Schüch: schüchtern.
Schüfeli: Schäufelchen.
Sehnd: seht.
Selb: solches.

Stöhr: Taglohnarbeit im Hause.
Süberli: säuberlich.
Sunscht: sonst.
Täfel: Getäfel.
Turteli: Turteltäubchen.
Ufgmuzt: aufgepuzt.
Uffchtönd: aufstehen.
Ulidig: mürrisch.
Ungatlich: unmanierlich.
Ungwadet: ohne Waden.
Use: hinaus.
Verschton: versteh.
Verzausle: zerzausen.
Wädele: wedeln.
Wäger: wahrlich.
Wäidli: schnell.
Wärchzüg: Werkzeug.
Welle: wollen.
Witwene: Witwe.
Z'witzig: zu klug.
Wulke: Wolke.
Wütsche: huschen.
Zäme: zusammen.
Zelle: erzählen.
Zimperlig: zimpfer.
Zisigli: Zeisig.
Z'weg z'richten: zurechtmachen.
Zwor: zwar.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

		Seite
1.	Der Lämmergeyer	1.
2.	Der Ziegenmelker	2.
3.	Das Pferd	7.
4.	Der Truthahn	12.
5.	Der Löwe	17.
6.	Der Hase	23.
7.	Der Luchs	27.
8.	Die Gemse	31.
9.	Der Wolf	36.
10.	s'Müsli	40.
11.	Der Fischotter	44.
12.	D'Lerche	49.
13.	Der Geyer	53.
14.	Der Fink	55.
15.	Der große Ohrenkauz	59.
16.	Die Spyren	63.
17.	Der Fuchs	66.
18.	D'Nachtigall	73.
19.	Der Hamster	76.
20.	Die Schwalbe	82.
21.	Die Lemminge	86.
22.	Die Starren	90.
23.	Die Affen	93.
24.	Die Colibri	99.

		Seite
25.	Die Canarienvögel	103.
26.	Die Wandervögel	107.
27.	Der Pfefferfresser	110.
28.	s'Rothbrüstli	113.
29.	Der Kukuck	115.
30.	Das Rennthier	120.
31.	Der Wiedehopf	123.
32.	Die Singdrossel	125.
33.	Der Gimpel	128.
34.	Der Schneidervogel	130.
35.	Die Pinguine	133.
36.	Das Goldhühnchen	136.
37.	D'Aegerschte	138.
38.	D'Murmelthierli	141.
39.	Die Spatzen	144.
40.	Der Ibis	149.
41.	Der Bär	151.
42.	Das Kameel	156.
43.	Die Seehunde	160.
44.	Der Maulwurf	163.
45.	Das Faulthier	165.
46.	Der Bieber	167.
47.	Der Ochse	170.
48.	Der Elephant	174.
49.	Der Esel	180.
50.	Die Biene	184.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer, Rudolph

Charakteristische Tierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt

Zürich 1833

Zool. 373 hl
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10308214-1